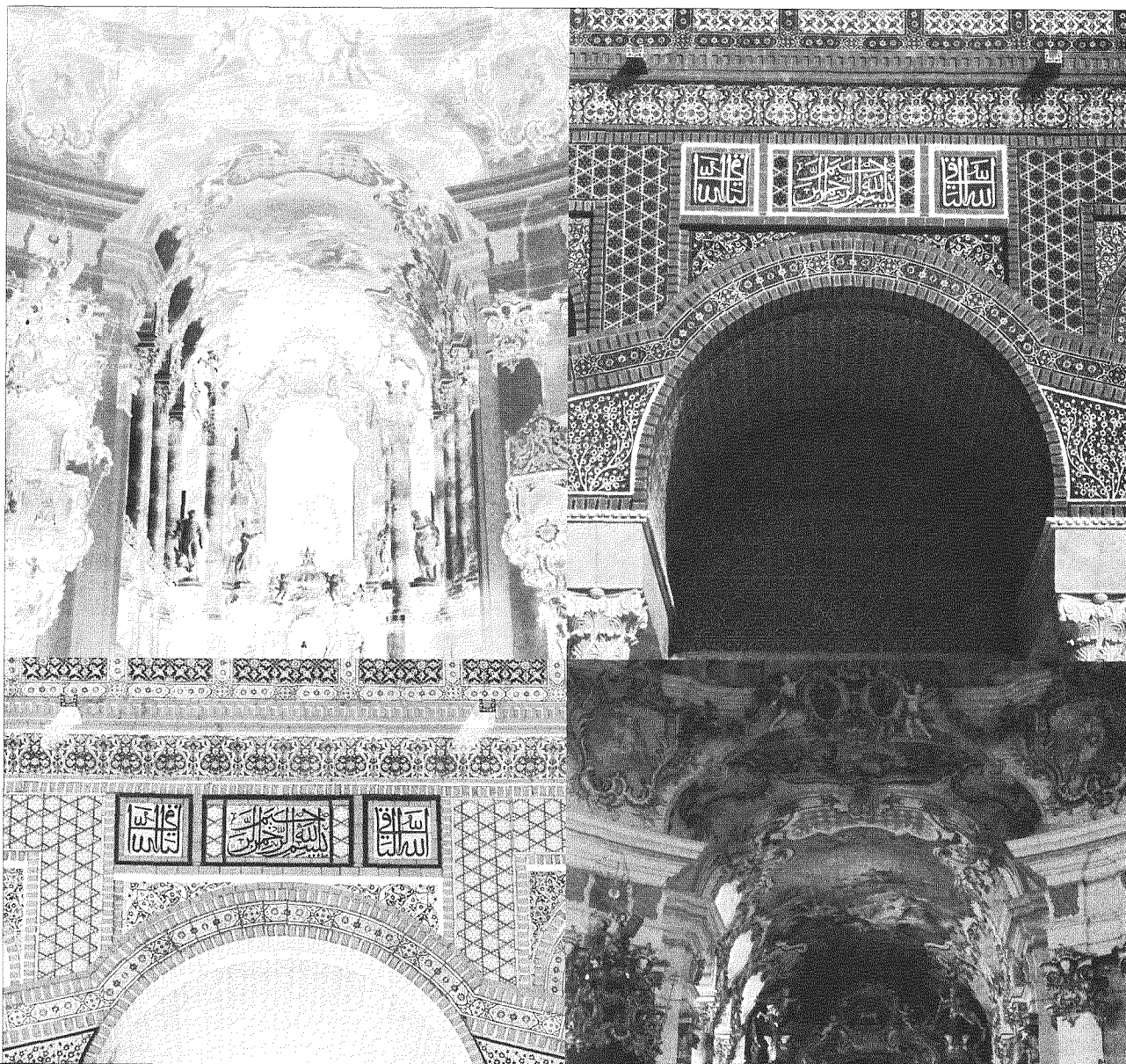


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
18. Jahrgang
Mai 2002

FAMA 2



Religion – Gewalt – Politik

Das Unwort des Jahres 2001 hiess «Gotteskrieger», die Begründung lautete so: Die Bezeichnung «Gotteskrieger» für islamistische Terroristen beinhaltet einen pseudoreligiösen Anspruch; kein Glaube und keine religiöse Motivation rechtfertige aber Krieg und Terrorismus. Diese Begründung ist wohl lobenswert, aber gewagt. Gott und Krieg sollen nichts miteinander zu tun haben. Schön. Sie bilden aber trotzdem unheilige Allianzen. Glaube, der sich an absolut geltende Erlösungsvorstellungen bindet, hat immer auch die Argumente für Krieg und Terror geliefert. Gott wurde immer auch zum obersten Befehlshaber von Grausamkeiten aller Art gemacht, und seine FeindInnen aus der Welt zu schaffen – wer und wo immer sie sind – liess sich jeweils ohne Probleme mit Gottesliebe verbinden. Diesen Zusammenhang als pseudoreligiös zu bezeichnen, sagt wenig über diese unheilvollen Verbindungen und ihre Begründungen aus, aber viel über den darin enthaltenen grundlegenden Verdacht, Menschen missbrauchten Religion für eigene Zwecke. Es scheint nicht vorstellbar, dass es Glaube ist, der zum Motor wird für Grausamkeit; man ordnet ihm lieber die Rolle der Täuschung und der Verkleidung zu.

Wie auch immer, ob Gewalt nun als dunkle Seite der religiösen Heilsversprechen verstanden wird oder als etwas, das sich religiöse Begründungen nur als tarnendes Gewand überstreift: Wirklich zu verstehen, was hier vor sich geht, ist schwer. Man kann sich dem Phänomen psychoanalytisch, soziologisch, feministisch oder ökonomisch nähern, man kann Tradition und Moderne sagen, Globalisierung, Armut, Männlichkeitswahn, Kulturkonflikt – es bleibt ein unauflösbarer Rest, der sich dem Verstehen entzieht.

Der 11. September, Anlass für unser Thema, ist inzwischen etwas in die Ferne gerückt, auch wenn seine Folgen weiterhin weltweit zu beobachten

sind. Dass er hier in der FAMA erneut indirekt zum Thema gemacht wird, hat zwei Gründe: Unsere Heftplanung fand unmittelbar danach statt, und das ursprüngliche Thema «Gottesbilder» bot uns die Möglichkeit, unsere Theologie generell auf ihre Relevanz hin zu befragen. So beschlossen wir, das Thema auszuweiten und auf dieses Ereignis, das uns alle beschäftigte, zu beziehen. Wir fragten uns: Hilft uns das, was wir von der Feministischen Theologie gelernt haben, diesem Ereignis zu begegnen? Können wir mit der Feministischen Theologie auf etwas zurückgreifen, das uns in einer solchen Situation von Nutzen ist? Haben wir taugliche «Instrumente» – für das Verstehen und für eine angemessene Reaktion?

Was in all den Tagen und Wochen danach zu denken und zu reden gab, machte deutlich: Wir, die wir in Gesellschaften leben, in denen Religion kaum mehr über das Private hinaus Kraft entfaltet, müssen uns erneut damit auseinandersetzen, dass Religion noch immer ein Gefäss für so viele Dinge darstellt, die wir unterschätzt und vergessen haben und die uns verschwunden schienen. Nicht nur, was alte, patriarchale Traditionen angeht, die sich erneut in Welterlösungsutopien manifestieren und in der tödlichen Anmassung und Selbstüberschätzung von Männern mit zu viel Waffen und zu viel Geld, sondern auch in der Reaktion auf ein solches Ereignis, das erneut nach Bewältigungen sucht, die im religiösen Umfeld angesiedelt sind. Mit Erstaunen konnte man beobachten, wie schnell auf (alte) religiöse Bilder und Begriffe zurückgegriffen wurde, wie vielfältige Versuche unternommen wurden, Bilder, Rituale und konkrete Ausdrucksformen zu finden, die den Schrecken in Formen der Anteilnahme und des Trauerns überführen könnten, nicht nur für die Nächsten, sondern auch für die Fernsten. Aus Opferzahlen sollten Menschen ge-

macht werden. Die New York Times etwa gab den Opfern der Twin Towers Tag für Tag in ihren «portraits of grief» mit Bildern und kurzen Lebensläufen ein Gesicht.

Unser Heft liefert keine neue Antworten auf die alte Frage nach der Bedeutung von Religion, nach dem Zusammenhang von Religion, Politik und Gewalt, nach dem Glauben und seinem Missbrauch. Aber es versucht ins Gedächtnis zu rufen, was immer wieder wichtig ist: die grundlegende Ambivalenz von Religion, ihre Kraft zu heilen und zu zerstören; die Gefahr eines Glaubens, der den Zweifel und das Lachen vergisst; die so oft tödlich endende Idee der Vollkommenheit und Reinheit, die ihn auszumerzen versucht, den nicht zu überwindenden «menschlichen Makel» (Philip Roth), der untrennbar mit dem Dasein verbunden ist.

Silvia Strahm Bernet

Zerstörende Liebe – verletzliche Liebe

Ein Plädoyer für feministisches
Denken und Handeln über den
11. September 2001 hinaus

Reinhild Traitter

Inwiefern der 11. September und seine Folgen eine Anfrage an feministische Theologie, an feministisch-theologisches Reden und Handeln ist, hatte die FAMA formuliert. Eine Frage so vermessen wie notwendig.

Vermessen, weil das Reden und Handeln vom 11. September 2001 sofort von globalisierten Grossmedien wie CNN und von der amerikanischen Regierung und ihren Verbündeten monopolisiert wurde. Es gibt eine einzige politikfähige Version, jene nämlich, die den «War against Terror» legitimiert. Fast alle anderen Stimmen, die aufmüpfigen von Susan Sontag oder von Michael Ignatieff, oder die einzige kritische Stimme im Kongress, die einer Frau, sind verstummt oder übertönt und unhörbar gemacht worden.

Notwendig wäre das Reden und Handeln schon aus dem Grund, um dieses Monopol zu brechen und zu insistieren, dass der Dialog unaufgebar ist!

Nine Eleven ist ein Kürzel geworden, ein Datum, symbolträchtig wie die Zerstörung Jerusalems oder der Untergang von Rom: eine Tragödie antiken Ausmasses. Der Schrecken, der Schmerz der betroffenen Menschen ist uns allen in die Knochen gefahren. Gleichzeitig aber auch die Erkenntnis, dass es auch eine «Politik des Leidens» gibt, die diesen Schmerz politisch umzumünzen versteht. Die Daten von Katastrophen prägen sich ja nicht ein, weil ihr Ausmass und ihre Wirkung so verheerend war, sondern weil die verschont Gebliebenen das Interesse und die Macht hatten, ihnen eine Bedeutung zu verleihen. Wer oder was keinen Neuigkeitswert hat oder strategisch nicht von Interesse ist, geht unter im globalen Aufmerksamkeitsmarkt.

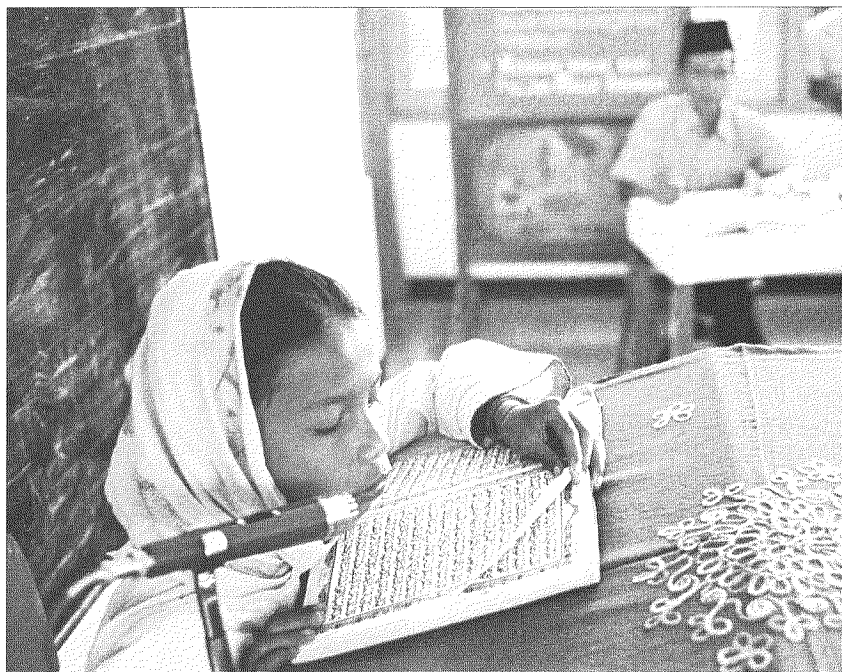
Als feministische Befreiungstheologinnen haben wir auf der Unteilbarkeit der Menschenwürde aller bestanden. Das galt für die Frage des Geschlechterverhältnisses in der christlichen Tradition,

es gilt aber im Prinzip für alle Herrschaftsverhältnisse. Es gibt keine religiöse Legitimation für Unterdrückung. An die Leiden der armen und machtlosen Frauen, Männer und Kinder in aller Welt müssen wir uns erinnern und so die Möglichkeit für eine Veränderung der unterdrückerischen Verhältnisse und eine Heilung und «Gutmachung» der Welt eröffnen.

Nine Eleven hat in einzigartiger Weise die Gefühle von Bedrohung, Gefahr, Verlust, Trauer, Angst konzentriert und gleich noch professionell vermarktet. Da wurde ein Symbol globaler, westlicher Macht zerstört. Es war wie eine Art *Untergang der Titanic*, den wir mit jener Mischung von Trauer und Selbstmitleid betrachten, die uns überfällt, wenn wir zusehen müssen, wie «das Schöne» stirbt.

Auch die Schönheit der beiden Kolosse aus Glas und Stahl, die für die Ewigkeit gebaut schienen, ist implodiert und in einer Wolke von Feuer, Rauch und Staub zusammengestürzt. Das sind Bilder, die sich eingepägt haben, auf immer.

Pieter Breughels Gemälde vom Turmbau zu Babel zeigt einen im Grund falsch konzipierten Turm, die Statik



stimmt nicht und das Gebäude ist so gebaut, als ob sich die Bauleute verheddert hätten.

Aber die Türme des World Trade Center waren nicht falsch gebaut. Das war Architektur vom Feinsten (wenn schon nicht vom Schönsten, so vom Teuersten und Imposantesten). Es stimmte alles. Ausser dass man schon lange wusste, wie verletzlich dieses Machtsymbol war, einen Bombenanschlag hatte es ja bereits überstanden. Bei meinem letzten

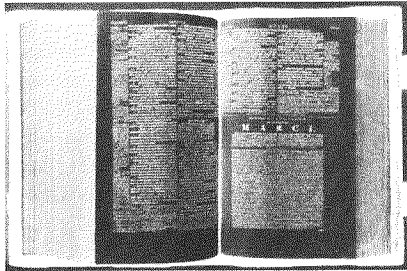
Besuch in New York dachte ich: Da stehen diese Türme und unter ihnen liegt das weitverästelte System der Stadt, U-Bahnen, Wasserrohre, Kabel und die Leitungen für Zehntausende von Computern, die in diesen Türmen Tag und Nacht surrten, in allen Sprachen der Welt. Perfekt und erschütterbar.

In der «New York Review of Books», einer der wenigen Zeitschriften, die sich eine differenzierte, oft kritische und bemerkenswert anti-chauvinistische Meinung zu den Ereignissen vom 11. September leistet, lese ich in einem Artikel von Michael Tomasky über die Geschichte des World Trade Center. Es ist die Geschichte visionärer, geschäftstüchtiger und machtbewusster Männer, die das «Empire on the Hudson» (so ein Buch des Princeton Politologen Jameson Doig) aufgebaut haben. Es ging um die Kontrolle des New Yorker Hafens, um die Verbindung über den Hudson nach New Jersey und um den schrittweise vollzogenen Umbau des Industriestandorts New York in den weltweit grössten und mächtigsten Finanzplatz. Eine Geschichte voll gigantischer Projekte, Tunnels, Brücken und die Idee eines World Trade Center, die schon seit Ende der Vierzigerjahre gewälzt wurde.

Gestalt nahm sie an, als Austin Tobin, der Direktor der New Yorker Port Authority, 1961 das Brüderpaar David und Nelson Rockefeller zu einem Treffen lud, bei dem er ihnen die strategische Wichtigkeit und den Symbolwert eines World Trade Center schmackhaft zu machen verstand.

Von da bis zu den Twin Towers des Architekten Minoru Yamasaki war es noch ein langer Weg. Aber die Richtung war klar: New York sollte ein sichtbares

Symbol seines finanziellen Führungsanspruchs bekommen. Der Markt braucht nicht nur Geld, sondern auch Durchsetzungskraft. Und was nicht mit Gewalt durchgesetzt wird, muss mit der Einwilligung der Beteiligten geschehen. Auch die Geldmacht braucht sich selbst transzendierende Symbole, die sich in den Köpfen und Herzen der



einer auf das Wohl des Ganzen gerichteten Frauenpartei, sondern als Interessenvertretung weisser Frauen aufgetreten. Darauf haben mit aller Deutlichkeit die Bewegungen schwarzer und hispanischer Frauen hingewiesen.

Was unter weissen Frauen als Frauenbefreiung konzipiert worden ist, kann nicht losgelöst vom fortdauernden Rassismus, Kulturimperialismus und von ökonomischer Unterdrückung gesehen werden. «Weisse Frauen müssen sich klarmachen, dass sie selbst als soziale Wesen auch für inhumane gesellschaftliche Bedingungen mitverantwortlich sind» hat die schwarze Feministin Gloria Joseph schon vor Jahren konstatiert. Die Frauenbewegung kann sich deswegen nicht darauf beschränken, Strukturen von Herrschaft und Abhängigkeit im Privaten aufzuzeigen. Es geht um das Ensemble von Herrschaft, das die Legitimation für männliche Herrschaft abgibt und gegen das Frauen Widerstand leisten müssten.

Die Entdeckung von «Differenz» war eine der Stärken der amerikanischen Frauenbewegung. Anders als in Europa, wo das Nachdenken über Differenz im philosophischen Diskurs der französischen Feministinnen entstanden ist und erst später in verschiedene Praxisfelder getragen wurde, verdankt sich das Differenzdenken der Amerikanerinnen den

noch bevor sich sein Zorn gegen die Machtverhältnisse entfalten konnte. Der Feminismus wurde universitär etabliert, in Gender Studies umgebaut und in eine Unzahl von Einzelstudien zerlegt. Eine übergreifende Theorie für das Fortbestehen des Sexismus gibt es nicht, und die anfängliche Begeisterung, Frauenerfahrungen und «weibliche Werte» in gesellschaftliche Prozesse einfließen zu lassen, ist im Feuer postmoderner Theoriebildung zu Asche geworden.

Nach dem 11. September habe ich, einmal abgesehen von dem ausgezeichneten FrauenkirchenManifest von deutschen, schweizerischen und österreichischen Frauen, kaum feministische Stellungnahmen gesehen, schon gar nicht in den USA.

Das Netzwerk WATER (Women's Alliance for Theology, Ethics and Ritual) von Mary Hunt und Diann Neu hat in seinem Rundbrief «Waterwheel» (3/2001) eine Sammlung von Reaktionen von Frauen in aller Welt verschickt. Solidaritätsschreiben und Voten, die der Sorge über den erwarteten Gegenschlag der US-Regierung Ausdruck gaben.

Darüber hinaus hat Mary Hunt zu moralischer Kreativität aufgerufen. Es gelte, eine Investition auf dem Markt der Nächstenliebe zu tätigen, statt sich in der untauglichen Diskussion über den

4 Menschen festhaken. Ja, die Türme waren auch und gerade in ihrer Gigantomanie unvergessliche Wahrzeichen jener berühmtesten Skyline der Welt. «Ground Zero» heisst der Ort des Terrors und der Zerstörung. Der Ort Null, ein Name mit dem symbolischen Anspruch, dass hier etwas ähnliches vorliegt, wie das ursprüngliche Chaos, aus dem Gott die Welt erschuf.

Von Frauen war in Tomaskys Artikel kein einziges Mal die Rede. Das Imperium am Hudson war und ist Männerdomäne. Hier geht es um den Erwerb von Reichtum, um wirtschaftliche Vormachtstellungen, um Männerdeals. Beim Lesen habe ich mir manchmal vorgestellt, wie die Frauen dieser Männer gelebt, ein Heim gestaltet, Kinder grossgezogen, Wohltätigkeit geübt und vielleicht als grosszügige Unterstützerinnen ihrer Kirchen gewirkt haben (wie übrigens einige der Männer auch, etwa David Rockefeller, in jenen Jahren ein unvergessener Wohltäter der Ökumene!).

Eine Art moralischer Arbeitsteilung, auf die sich weisse Frauen vielleicht nicht ungern verpflichten liessen und von der sie profitiert haben. Sie stellten ihren Fuss in keine dieser Männertüren, weil das letzten Endes nicht die Welt war, in der sie leben und sich bewegen wollten. Diese tiefe Gespaltenheit in öffentlich und privat war einer der Motoren der neuen, bürgerlichen Frauenbewegung. Aber auch hier fällt rückblickend auf, dass es vorrangig darum ging, die Macht- und Gewaltverhältnisse im Privaten öffentlich zu machen. Die Bedeutung dieses Prozesses unterschätze ich nicht, denn die Diktaturen im Privaten machen Menschen den gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber fügsam. Aber das Öffentlich-Werden der Frauen hat sich wenig auf die Gestaltung der Welt gerichtet. In der politischen Praxis ist die Frauenbewegung nicht im Sinn



praktischen Erfahrungen der Frauen verschiedener unterdrückter Gruppen, etwa der schwarzen, hispanischen, lesbischen Frauen. Es zeigte die unterschiedlichen Interessen unterschiedlicher Frauen auf und warnte davor, mit dem Verweis auf Sisterhood Ungerechtigkeiten zu verniedlichen.

«Differenz» erwies sich aber auch als eine Schwäche, weil der widerständige Impuls der Bewegung in tausend Einzelteile gespalten und weggefegt wurde,

gerechten Krieg und den dabei nötig werdenden Kollateralschaden zu verlieren. In der aufgeheizten Stimmung vor dem Kriegsbeginn in Afghanistan war das eine mutige Geste. Carter Heywards Büchlein «God in the Balance – Christian Spirituality in the Times of Terror», ein Plädoyer für den Dialog nach den Ereignissen von Nine Eleven, wird im Mai bei Pilgrim Press erscheinen.

Aber im Grossen und Ganzen war nach dem 11. September klar, dass wir als

Frauen, als Feministinnen und feministische Theologinnen keine Sprache hatten, aber vielleicht auch keine Botschaft. Bei der Bedrohung des Ganzen werden Differenzierungen gewöhnlich ausgeblendet. Schulterchluss ist ein Wort aus der Militärsprache.

So haben die Grünen in der deutschen Regierungskoalition dem Einsatz deutscher Truppen in Afghanistan zugestimmt, trotz dem historischen Erbe der Friedensbewegung, die eine der Gründermütter dieser Partei ist.

All das hat gezeigt, dass die historische Allianz von Feminismus und Pazifismus schon lange zerbrochen ist. In die Tür der Männerdomänen, wo es immer noch um die Sicherung von Ressourcen, Energie, Transport geht, jetzt eben global, in Afghanistan, Saudi Arabien, Tadschikistan, haben Frauen immer noch keinen Fuss gestellt. Die tragenden Institutionen des Patriarchats, den militärisch-industriellen Komplex, die Armee, die ökonomischen Machtkonzentrationen hat die neue Frauenbewegung nicht angerührt, im Gegenteil, sie hat sie mit neuen Argumenten aus der Genderforschung bereichert (Frauen können jetzt in der US Army Karriere machen!). Wer das Patriarchat schon auf dem Boden liegend glaubt, gibt sich einer gefährlichen Täuschung hin!

* * *

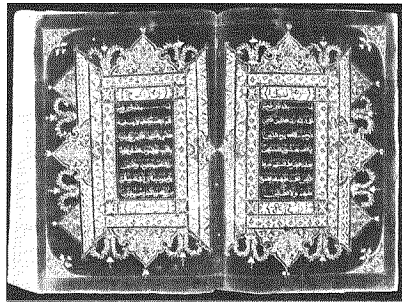
Inwiefern der 11. September und seine Folgen eine Anfrage an feministische Theologie, an feministisch-theologisches Reden und Handeln ist, kann ich nicht beantworten, weil Nine Eleven eigentlich das ganze Ausmass der Marginalität feministischen und feministisch-theologischen Denkens klar machte. Trotzdem, eine so völlige Entmachtung dürfen wir nicht zulassen. An der Überzeugung, dass das Denken Sprünge in die Wand treiben kann, müssen wir festhalten. Ebenso an den beharrlichen Aktionen der freundlichen Lebensgestaltung auch unter widrigsten Umständen.

Vielleicht ist klarer geworden, woran wir verstärkt arbeiten müssten:

1. Dezidiert müssen wir uns dafür einsetzen, dass das christlich-muslimische Gespräch unter Frauen offen bleibt und nicht auf ein Gespräch über den Islamismus eingengt wird, wie das Alice Schwarzer in ihrem neuen Buch «Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz» tut. Der Vorwurf des verständnisvollen intellektuellen Wegschauens vom fundamentalistischen Angriff im Namen Allahs ist Wasser auf die Mühlen einer feindseligen Stimmung, in der eine anti-islamistische Haltung unter der Hand zur anti-islamischen werden kann.

2. Feministische Befreiungstheologinnen aus Asien, aber auch Theologinnen, die einen ökofeministischen Ansatz ver-

treten, haben schon lange die Problematik der tief in der christlichen Tradition verankerten Dualismen herausgearbeitet. Die Frage ist fällig, wie weit solche Dualismen im Wesen des Monotheismus mit seinem Exklusivitätsanspruch mitbegründet sind oder zumindest gefördert werden. Es gibt zu denken, dass das Vokabular der Kontrahenten im «Krieg gegen den Terror» eigentümlich



ähnlich religiös gefärbt ist. Auf Seiten der USA und des Westens handelt es sich um den Kreuzzug der zivilisierten Welt gegen die Barbarei, des Guten gegen die «Achse des Bösen», um den gerechten Krieg gegen eine diffuse und nicht greifbare Terrororganisation, deren Angehörige, wie das die Behandlung der Al Quaeda Kämpfer in Kuba beweist, noch nicht einmal den Status von Menschen geniessen.

Dass solche Vorstellungen als Legitimation für zerstörerisches Handeln mobilisiert werden können, zeigt, wie sehr sie immer noch Teil des religiösen Fundus der westlichen Tradition und als solche



auch tief in der Manifest Destiny, dem religiös überhöhten Schicksal der USA als Nation verankert sind.

Auf der Seite des Terrornetzwerks, das sich letzten Endes viel verschwommener und stummer darstellt, werden aber ähnliche Ansprüche eines religiösen Kampfes laut, geht es um einen Jihad gegen den Westen und seinen ad absurdum getriebenen Säkularismus, die Befreiung Saudi Arabiens von der militärischen Präsenz der Amerikaner, um den Kampf von Gut gegen Böse schliesslich.

«Im Zeichen des Einen» muss das andere immer ausgeschlossen und die unendliche Vielfalt des Systems «Leben» der vereinheitlichenden Idee eines Gottes unterworfen werden.

3. Weiterarbeiten müssten wir auch an der Kritik des christlichen Liebesbegriffs, der in der Lebenspraxis der Christenheit eng mit dem Opfergedanken verbunden war und ist. Nun gibt es wahrscheinlich keine Liebe, die ohne jeden Verzicht im Interesse des Geliebten, ohne «Opfer» auskommt. Aber die Idee des Opfers ist und bleibt schillernd, und Menschen, die Liebe vor allem als Aufopferung verstehen, müssen sich die bittere Frage gefallen lassen, warum sie denn lieben, was sie zerstört.

Wer in Selbstmordmissionen sich selbst und andere kaputt macht, im Namen eines höheren Ziels, zeigt eigentlich nur das ganze Ausmass dieser zerstörerischen Liebe auf. Es ist gefährlich, einen Gott zu lieben, der unsere Zerstörung und die der anderen billigt oder gar verlangt. Dem müssen wir immer wieder die Vorstellung von Gott als verletzlicher Liebe entgegenhalten, der es nicht auf Prinzipien ankommt, sondern darauf, wie jedes einzelne Geschöpf in seiner Einzigartigkeit sich entfalten und leben kann.

In diesem Ensemble von Liebe und Gerechtigkeit schaffenden Beziehungen haben wir die Aufgabe, das Leben zu ermöglichen, nicht, es zu zerstören.

Das ist imitatio Dei!

4. Mehr als eine feministische Theologie braucht es deshalb vielleicht eine feministische Spiritualität und Ethik, das Bezeugen der lebenszugewandten, lebensfreundlichen und konkreten Liebe Gottes für alle und das Bezeugen der biblischen Vision des Lebens in der Fülle für alle.

Das FrauenkirchenManifest formuliert es so: «Unser gemeinsamer Reichtum liegt in unserem Glauben an das scheinbar Unmögliche und in der Kraft unseres Begehrens eines guten Lebens für alle Menschen. Er liegt in der Fähigkeit, den eigenen Wahrnehmungen, unserem Verstand und unseren Gefühlen zu trauen und die Grenzen der menschlichen Machbarkeit anzuerkennen. Er liegt in unserer Bereitschaft miteinander und voneinander zu lernen... im Vertrauen auf jene Macht, die in und aus Beziehungen erwächst. Wir werden auch weiterhin verschwenderisch damit umgehen!»

Reinhild Traitler, Zürich, ist Leiterin des Studien- und Bildungsbereichs im Evangelischen Tagungs- und Studienzentrum Boldern.

Religion und gewaltsame Politik

Eine religionspsychologische
Perspektive

Susanne Heine

6

Nicht nur der 11. September 2001, nicht immer so spektakulär und mit solchen erschreckenden Folgen für einzelne Menschen und für die Weltpolitik: Die Verbindung von Religion und Gewalt ist eng. Dem widersprechen die heiligen Schriften und die Empfehlungen für die Frömmigkeitspraxis in allen Religionen, wo wesentlich von Barmherzigkeit, Liebe und Frieden die Rede ist. Und doch kann keine Religion von sich behaupten, sie habe nie für die Gewalt gesprochen und sei niemals gewalttätig geworden. Die Frage, wie sich dieser Widerspruch erklären liesse, hat unterschiedliche Antworten gefunden: Es handle sich um einen Missbrauch des Religiösen, um eigene persönliche oder politische Machtansprüche durchzusetzen. Es sei Verblendung im Spiel, die die je eigene Überzeugung für die einzige reine Wahrheit hält. Es gehe darum, dass Menschen oder Gruppen selbstbehauptend zur Geltung bringen, was ihnen heilig ist, den höchsten identitätsstiftenden Wert ausmacht; und da dies entsprechend hoch emotional besetzt ist, kommt es leicht zu Eskalationen. Solche Erklärungen sind nicht von der Hand zu weisen, aber ein anderes Motiv, das vielleicht am wirksamsten ist, wird leicht übersehen: der Utopismus.

Das Bedürfnis nach Vollkommenheit

Was den Religionen zugeschrieben wird, erwächst einerseits zunächst aus den biographischen und menscheitsgeschichtlichen Erfahrungen der unerfüllten Wünsche, der Brüche und des Scheiterns, des bleibenden Stückwerks als Bedürfnis nach dem Ganzen und Vollkommenen, das sich in utopischen Visionen ausdrückt. Andererseits hat jede Religion eine holistische Weltsicht, die ‚aufs Ganze geht‘, der menschlichen Geschichte den roten Faden einer inneren Heilsgeschichte einwebt. Die religiöse Dimension scheint also dieses Bedürfnis zu erfüllen, sich über die Sphäre des Unvollkommenen und Unreinen zu erheben und in die Sphäre des Vollkommenen und Reinen zu versetzen. Ver-

bündet sich das Bedürfnis mit der religiösen Vision, dann kann dies zur Flucht in die Vertröstung führen oder zu einer brisanten Mischung, die sich in Terror und Gewalt entlädt.

Eine Welt, in der sich das Drama der Verstrickungen in Schuld und vergebliche Sühne, in Unrecht und Gewalt und in Leiden und Tod vollzieht, ist nicht leicht auszuhalten und legt nahe, sich nach dem ‚Heil‘ auszustrecken, mehr noch, es vom ‚Himmel‘ herunterzuziehen; das ist menschlich verständlich. Daher wurde auch immer wieder versucht, der Utopie des Vollkommenen und Reinen einen realen Ort zu geben, die Vision zu verwirklichen, eine entsprechende ideale Lebensform zu schaffen. Platon hat es vor vielen hundert Jahren mit einem Philosophenstaat in Sizilien versucht, der Täufer Jan van Leiden während der Turbulenzen der Reformationszeit in Münster, der Jesuitenorden bald danach in seinen ‚Reduktionen‘ in Lateinamerika, den idealen Gemeinschaften für die Eingeborenen, um nur einige zu nennen.

Wo immer aber die Verwirklichung versucht wurde, ist das Experiment gescheitert oder sogar in inneren und äusseren Terror ausgeartet, weil die Realität und damit die sehr irdischen Bedürfnisse der einzelnen Menschen notwendig übersprungen werden. Denn die Bilder des ‚Heils‘ entwerfen die Wirklichkeit und lassen in der Folge die Gewalt in Worten und Taten nicht als destruktiv erkennen, vielmehr als berechtigt erscheinen. Anführer wie Ausführer sehen sich daher oft als Erlöserfiguren, die auch bereit sind, für ihre Erlösungstat ihr Leben hinzugeben. Dem gegenüber bleiben Aufforderungen zum Frieden nur ein allgemeiner moralischer Appell, der letztlich wenig fruchtet, weil eine andere Dynamik dahinter steht.

Das innere Reinheitsideal

‚Jeder kehre vor seiner eigenen Tür‘; dem Sprichwort folgend geht es um christliche Beispiele, zuerst ein biblisches: Paulus, der viel von sich selbst erzählt, hatte offenbar den unbändigen Wunsch nach innerer Reinheit des Herzens. Nicht nur Menschen, sondern sogar Gott gegenüber gilt dann der Anspruch der Untadeligkeit, nicht nur in Werken, sondern insgesamt ‚in Gedanken, Worten und Werken‘, wie es in der alten Bussformel heisst. Im Brief an die Römer (7. Kapitel) schildert er, wie er das erlebt hat: «Denn ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will. ... Denn in meinem Inneren freue ich mich am Gesetz Gottes, ich sehe aber ein anderes in meinen Gliedern, das mit dem Gesetz meiner Vernunft im Streit liegt und mich gefangen hält im Gesetz der Sünde, von dem meine Glieder beherrscht werden.» Der

Abschnitt schliesst mit dem Ausruf: «Ich unglücklicher Mensch!»

Um das zu verstehen, ist das Wort ‚Gesetz‘ wichtig, das Paulus in dreierlei Bedeutung verwendet: Er spricht vom Gesetz Gottes, vom Gesetz der Vernunft und dem Gesetz der Sünde. Das Gesetz Gottes ist die Tora, die ethische Weisung, zusammengefasst in den Zehn Geboten. Damit ist nicht Gesetzmässigkeit im Sinne eines bloss äusserlichen Zwanges gemeint, sondern das freiwillige Wollen des Guten aus Gewissensgründen. Paulus wollte diesen Anspruch höchst ernst nehmen, nicht nur Gutes vollbringen, sondern auch Wille, Gefühle und Phantasien, den inneren Menschen, wie er sagt, ausschliesslich am Guten ausrichten. Auch das Gesetz der Vernunft konnte dem nur zustimmen, denn wer würde ein solches Ziel nicht gutheissen. Gott und die Vernunft zogen am selben Strick.

Je stärker sein Bemühen, desto heftiger jedoch musste Paulus die Erfahrung eines Widerstands machen, den er in seinen «Gliedern» ortet. Aus dem grösseren Zusammenhang lässt sich erschliessen, was er meint; nicht nur die berühmt-berüchtigte Fleischeslust im sexuellen Sinne, sondern weit darüber hinaus das, was sich vor allem im Bereich des Emotionalen abspielt: Gefühle des Hasses, der Abwehr, des nicht wirklich Wollens; Ehrgeiz, Unabhängigkeit durch Macht über andere; Streitlust oder Rechthaberei, Angst und Kleinmut, also alles, was zu den realistischen Bedingungen des Menschseins zählt – das Gesetz der Sünde.

Die Spannungen wollte Paulus ausschliesslich zugunsten einer inneren Reinheit auflösen. Auch die Alltagswelt ist von diesem Reinheitsideal durchsetzt – mehr als in unserer Kultur des moralischen Veränderungswillens wahrgenommen wird: Eltern und LehrerInnen, die alle utopischen Hoffnungen auf den Nachwuchs werfen, weil sie ihre unvollkommenen Kinder nicht ertragen. Eheleute, die sich das Leben zur Hölle machen, weil sie einander ihre Grenzen, ihre Abweichungen vom Ideal nicht verzeihen können. Kirchen und Gemeinden, die dazu neigen, sich von der bösen Welt abzuschotten, um eine sichtbare Gemeinschaft von Reinen herzustellen. Dieses Streben nach Vollkommenheit wirkt auch im Verborgenen destruktiv und hat schon Paulus sein Menschsein als Unglück empfinden lassen; es ist ein entscheidender Treibstoff zunächst für den inneren Terror.

Religionspolitik als Schreckensherrschaft

Religion und Politik lassen sich nicht trennen. Sofern die Glaubenspraxis für Menschen lebensbestimmend ist, was sie auch sein will, geht es auch im enge-

ren und weiteren Sinne um politisches Handeln und die Frage, wie sich der Glaube in der Zuwendung zu anderen bewähren und einem gelingenden Leben dienen kann. Wo versucht wird, das Vollkommene ins Leben zu ziehen und das Himmelreich auf Erden zu schaffen, sind Inhumanität, Zwang und Gewalt die Folge, wird Religion zum Treibstoff für den äusseren Terror.

Dass innerer und äusserer Terror zusammengehen, lässt sich wieder an Paulus erkennen, von dem in der Apostelgeschichte erzählt wird, er habe die Christusanhänger verfolgt, sei in die Häuser eingedrungen, habe Männer und Frauen festnehmen und ins Gefängnis werfen lassen. Das Reinheitsideal beschränkte sich nicht auf den Kampf mit sich selbst, sondern erstreckte sich auf die Reinigung der Welt von allem Bösen. Eines der bedrückendsten Beispiele für eine solche ‚Säuberung‘ stellte die Herrschaft der Täufer, eines radikalen Flügels der Reformation, in der Stadt Münster in der Zeit zwischen 1534 und 1535 dar. Mit handgreiflicher Gewalt gingen zunächst Jan Matthys, der sich selbst als Wegbereiter des himmlischen Jerusalem verstand, daran, durch Vertreibung oder Hinrichtung die Stadt von allen gottlosen Menschen zu reinigen. Die Theorie dazu: «Gottes Volk, das übrigbleibt und unbefleckt und rein in allem gehorsam sein soll, muss die Erde einnehmen und Christus dem König auf der ganzen Erde zu Diensten stehen. Dies wird alles zu dieser Zeit geschehen und auf Erden, wo die Gerechtigkeit alsdann wohnen soll.»¹ Ein römisch-katholisches Beispiel wäre die Inquisition, und auch die Verfolgung von Frauen als Hexen liesse sich so ‚lesen‘: die Säuberung einer Männerwelt von einem Geschlecht, das anders bleibt, selbst wenn es ‚unbefleckt und rein in allem gehorsam‘ ist.

Die hinter der Säuberung stehenden Reinheitsideale können schliesslich umschlagen in das Postulat von der Notwendigkeit der Opfer: Die einzelnen Individuen müssen für die grosse, allgemeine Utopie aufgeopfert und preisgegeben werden. Um der Gestaltung eines Vollkommenen willen wird alles ‚Minderwertige‘ ausgeschieden, sei es durch Revolution oder Evolution. In diesem Sinne entwickelte der Philosoph Louis-Sébastien Mercier 1772 einen Traum für das Jahr 2440: «Gewissen Staaten steht eine Epoche bevor, die unausbleiblich kommen muss, eine schreckliche blutige Epoche, die aber den Beginn der Freiheit anzeigen wird. ... Das Ganze ist ein schmerzhaftes Heilmittel, es wird aber nicht zu vermeiden sein, wenn der Staat in hilfloser Lähmung und die Seelen der Menschen in Betäubung versunken daliegen.»²

Religion als Befreiung zur Wirklichkeit

Utopismus als Versuch, mental und real das Vollkommene und Reine in der Realität zu etablieren, zeigt eine religiöse und eine philosophische politische Variante, und hinter beiden steht das menschliche Bedürfnis nach dem Ganzen und Ungebrochenen. Es sind daher nicht die Religionen allein, die in der Gefahr von Gewalt und Terror stehen, wie die politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts zeigen, die die Religionen als Konkurrenten bekämpft haben. Nicht der Islam als Religion ist also die Ursache dessen, was im September des letzten Jahres geschah, sondern das ungezügeltere Bedürfnis nach ‚Heil‘, das in der Seele der menschlichen Gattung wohnt durch ein Bewusstsein, das sich in seiner Phantasie das schatten- und grenzenlose Kontrastprogramm zur zerbrechlichen Wirklichkeit ausmalen, der Illusion eines Lebens in einem vor- und ungeschichtlichen Zustand hingeben kann.

Den Religionen hingegen geht es genau um das Gegenteil. Sie knüpfen zwar an dem menschlichen Bedürfnis nach dem Vollkommenen an, nennen es aber kritisch das Begehren und wollen zur Realität zurückführen, zur Wahrung der Grenzen und zu einem achtsamen Umgang mit der Welt und den einzelnen sehr unterschiedlichen Individuen. So läuft die Erzählung vom Sündenfall – auch im Koran – auf ein Grunddilemma hinaus, das mit dem missverständlichen Begriff der Sünde benannt wird und meint: Menschen sind weder ganz gut noch ganz böse, aber sie besitzen keinen absoluten Bezugspunkt, der es ihnen möglich macht, etwas Vollkommenes zu erkennen und in der Geschichte zu etablieren, ohne einen Flurschaden anzurichten.

Denn Vollkommenheit, Reinheit, Vollendung stellen in allen Religionen eine eschatologische Dimension dar, einen ‚Raum‘ jenseits der Zeitlichkeit, ob von Himmel oder Nirwana die Rede ist. Auch die Christusfigur ist als das neue, vollendete, wahre Menschsein eine eschatologische Gestalt, und erst im Lichte dieser Figur erhält das Leben Jesu paradigmatischen ethischen Charakter. Wenn Paulus seine Befreiung vom Reinheitsideal schlicht mit dem Namen ‚Christus‘ verbindet, dann weist er auf eine Grenze, die ihm gezogen wurde. Der vollendete Zustand lässt sich im Bild Christi lediglich «wie in einem Spiegel» (1 Kor 13,12) betrachten, der Utopismen bannt, aber zugleich Visionen aufrecht erhält.

Ohne Visionen bliebe nur, sich mit dem Bestehenden abzufinden, anderen Menschen gegenüber gleichgültig zu werden. Was diese zerbrechliche Welt jedoch annehmbar macht, ist die Kunst, sich in realistischen Bahnen zu bewe-

gen, um trotz allem mit aller Leidenschaft ein geistiges und moralisches Haus zu bauen, in dem sich gern leben lässt. Dazu braucht es das kritische, prophetische Wort, den Widerstand, die ganz konkrete nüchterne Analyse dessen, was hier und jetzt nicht so bleiben darf. Visionen bewegen sich zwischen der Skylla des Utopismus und der Charybdis der Resignation, suchen innerhalb bleibender Unvollkommenheit nach Veränderungen von realistischer und angemessener Reichweite, nach den nächsten notwendigen Schritten, oft in mühsamen Verhandlungen, die dann aber auch wirklich ein Stück weiter bringen können. Allen Religionen, ihren Offenbarungen, der Praxis von Gebet und Meditation geht es um die Menschen, nicht darum, Gott, ein göttliches Prinzip, gegen sie durchzusetzen; es geht um alle, auch und gerade um die Geringsten unter den Schwestern und Brüdern, um deren Willen gedacht, geredet und gehandelt werden muss, solange diese Welt steht – realistisch und anti-utopisch.

Zur Diskussion

Den Utopismus, den Drang, das vollendete ‚Heil‘ in der Welt zu schaffen, sehe ich als ein Bedürfnis der verletzlichen und verletzten menschlichen Seele, das sich mit den religiösen Heilsbildern kurzschliessen kann. Dann wird Religion zum Treibstoff einer gewaltsamen Politik. Denn Sinn der Religionen sehe ich hingegen in der Absicht, mit diesem gefährlichen Potential konstruktiv umzugehen in einem Balanceakt: Das Vollkommene, Ganze und Heile bleibt einer göttlichen Sphäre vorbehalten, um uns in die Grenzen des Menschenmöglichen zu verweisen, damit wir auch das Unvollkommene, nicht zuletzt uns selbst lieb haben können; und es wird vor Augen gestellt, aber nur «wie in einem Spiegel», damit wir nicht gleichgültig werden, sondern mitfühlend und widerständig reden und handeln können.

Susanne Heine ist Professorin für Praktische Theologie und Religionspsychologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.

1) *So der Täufer Bernhard Rothmann: in: Richard van Dülmen, Reformation als Revolution, München 1977, 314.*

2) *Herbert Jaumann (Hg.), Louis-Sébastien Mercier, Das Jahr 2440, Frankfurt/Main 1982, 283.*

... nach dem Schrecken

Liturgien und Predigten nach dem 11. September

8

Nach den Ereignissen vom letzten Herbst, die für einmal unsere westliche Welt getroffen haben, musste sich jede in einer Kirchgemeinde arbeitende Pfarrerin, jeder Pfarrer, damit auseinandersetzen, welches die angemessene, richtige Reaktion darauf sei.

Viele öffneten spontan ihre Kirchen, liessen Kirchenglocken läuten, luden ein zu Mahnwachen, zündeten Kerzen an, stellten die Liturgien und Predigten ihrer Gottesdienste um. Andere entschieden sich bewusst dazu, nichts anderes zu machen als sonst auch.

Uns interessiert: Wie haben Pfarrerrinnen reagiert, die sich als feministische (Befreiungs-)Theologinnen verstehen und wie begründen sie im Nachhinein das, was sie, mehr oder weniger spontan, angeboten oder sein gelassen haben? Wir haben uns auf reformierte Pfarrerrinnen beschränkt, weil uns schon da das Spektrum breit schien, ohne konfessionell begründete Unterschiede.

Wie haben sie ihre theologische Überzeugung dabei eingebracht und inwiefern ist das, was sie taten oder unterliessen von ihrer feministisch-theologischen Haltung geprägt?

Gemeinsam ist allen vier angefragten Pfarrerrinnen, dass sie grundsätzlich nichts anderes taten, als was sie sonst auch tun. Keine musste wegen den Ereignissen ihre Theologie neu erfinden, sondern jede hat aus der ihr eigenen theologischen Grundeinstellung heraus die ihr entsprechenden Gestaltungsmöglichkeiten gefunden.

Ursula Vock

Wahrnehmen – Raum geben – zu eigenem Urteil befähigen

Martina Müller, Pfarrerin in den Kirchgemeinden Saftien und Tenna (GR)

Wahrnehmen, was ist. Gefühlen Raum und Gestalt geben. Ermutigen und befähigen zu eigenem Urteil und Handeln. So kann ich am ehesten benennen, was ich als meine Aufgabe als Pfarrerin

sehe. Das gilt immer, nicht nur in besonders turbulenten Zeiten wie im vergangenen Herbst. Ich bin dabei insofern in einer besonderen Situation, als ich allein zuständig bin für die pfarramtliche Arbeit in einem ganzen Tal. Das gibt mir sehr viel Freiheit.

Auf den 11. September ergaben sich folgende Reaktionen:

- Kirchenglocken läuten.
- am 12. September mit den 4. Klässlern in der Kirche eine Gedenkstätte bauen und Kerzen anzünden. Die Kerzen blieben lange stehen und wurden auch von anderen KirchenbesucherInnen benutzt und immer wieder durch neue ersetzt.

• Mahnwache an einem bestimmten Wochentag während sechs Wochen ab dem 10. Oktober (nach Beginn der Bombardierungen Afghanistans):

Sie wurde durch eine einzelne Glocke eingeläutet, dauerte etwa eine halbe Stunde und hatte keine eigentliche Liturgie. Jede konnte kommen und gehen, wann sie oder er wollte.

Wo ich selber nicht dabei sein konnte, sorgten Kirchgemeindeglieder, meistens Frauen, dafür, dass das Licht und die Kerzen brannten. Die Einladung per Handzettel machte klar, dass eine Teilnahme an der Mahnwache auch in den eigenen vier Wänden möglich war.

Von einigen habe ich gehört, dass sie zuhause eine Kerze anzündeten. Viele schätzten es, dass diese Mahnwache stattfand, obwohl sie nicht daran teilnehmen konnten.

- Kirchenfest in Tenna.

Die Einweihung der frisch renovierten Kirche mit ihren mittelalterlichen Fresken sollte am 16. September, am Betttag, stattfinden. Der Gottesdienst war schon lange zusammen mit Chor und Musikerinnen geplant und thematisch festgelegt. Absagen kam nicht in Frage. Abändern auch nicht. Aber den Schrecken einfach ignorieren, das ging schon gar nicht. Nach Absprache mit allen Beteiligten war klar: Wir lassen uns das Fest nicht verderben. Jetzt brauchen wir es erst recht.

So ging ich in der Begrüssung kurz auf die Situation ein, las den Aufruf der Schweizer Kirchen vor und formulierte das Eingangsgebet entsprechend. Im Zusammenhang von Liedern, Lesungen und Predigt ergab sich ein aktueller Bezug von selbst. Thema war der Freskenzyklus, der von Weihnachten bis Ostern führt. Zusammen mit der Kirchgemeindepäsidentin und zwei Männern aus der Gemeinde gestalteten wir dann eine ausführliche Fürbitte und zündeten Kerzen an.

Es wurde ein wunderschönes Fest.

Was habe ich also gemacht?

Nichts besonderes, finde ich. Ich habe versucht, die Gefühle der Menschen, deren Pfarrerin ich bin, wahr- und ernstzunehmen.

Es ist mir gelungen, Raum zu schaffen für Gefühle und ihnen mit Formen, Zeichen und Symbolen aus unserer religiösen Tradition Gestalt zu geben.

Ich habe auf dem Hintergrund der jüdisch-christlichen Ethik Stellung genommen, wann immer ich danach gefragt wurde. In den Gottesdiensten, in Gebeten, Lesungen und Predigten griff ich auf die einschlägigen biblischen Themen zurück:

«Mein ist die Rache, spricht Gott.»

Es ist nicht an uns zu rächen. Aber es ist auch nicht so, dass Unrecht einfach unwidersprochen hingenommen wird.

«Böses durch Gutes überwinden.»

Es gibt die menschliche Möglichkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Wir sind also fähig, dafür zu sorgen, dass das Gute sich vermehrt.

«Die Liebe ist das, was bleibt.»

Wir dürfen uns die Liebe und das Mitgefühl nicht ausreden lassen in einer gewalterfüllten Welt.

Immer wieder wandte ich mich gezielt gegen die heuchlerische Frömmerei eines George Bush, da ich häufig darauf angesprochen wurde.

Ich sah meine Aufgabe nicht in der politischen Analyse, wenn ich auch mit meiner eigenen Meinung zu den Ereignissen im persönlichen Gespräch nicht hinter dem Berg hielt, wenn ich danach gefragt wurde.

Ich habe mich die ganze Zeit bemüht, die Anstösse von aussen aufzunehmen und mich nicht durch meine eigenen Bedürfnisse nach Bewältigung und Antwort leiten zu lassen. Ob das gelungen ist, kann ich nur schlecht beurteilen. Ich meine aber, dass jedesmal, wenn es um meine Fragen und Anliegen ging, das Echo ausblieb.

So entsprach in Tenna, anders als in Saftien, die Mahnwache offenbar keinem Bedürfnis. Meine Idee wurde zwar aufgenommen, weil «es eine gute Idee war». Aber die Mahnwache blieb eine Veranstaltung, wie es sie in der Kirche immer wieder gibt: Gut gemeint, aber an den Leuten vorbei.

Passion – Ostern – Pfingsten

Diese drei Symbole geben mir einen Deutungsrahmen für eine mögliche Reaktion auf Ereignisse, die erschrecken und tief verunsichern.

Passion: Sich getrauen, die Realität zu sehen, Trauer zu empfinden und Leid mitzufühlen.

Ostern-Auferstehung: Die eigenen Lebenskräfte wahrnehmen und stärken, und so zum Widerstand gegen den menschengemachten Tod fähig sein.

Pfingsten-Prophetie: Denk- und Handlungsmöglichkeiten, gerade auch aus der jüdisch-christlichen Tradition, der Gewalt und der Kriegslogik entgegenzusetzen.

Busse tut not, Umkehr tut not

Käthi La Roche, Pfarrerin am Grossmünster in Zürich

Die Menschen waren konsterniert nach den Ereignissen vom 11. September, ich auch. Und wir in den Kirchen waren auch ein wenig überfordert. Natürlich war da sofort der Gedanke: Wir müssen den Leuten etwas anbieten. Wenigstens einen offenen Raum. Und eine Möglichkeit zu einem Gestus, in dem sie sich ausdrücken können und formuliert fühlen in ihrer Verwirrung, Angst, Ratlosigkeit, Trauer und Ohnmacht.

In der Altstadt wurde der Sankt Peter geöffnet – übrigens eine Sofortreaktion und Initiative des dortigen Sigristen. Tausende strömten dahin, um eine Kerze zu entzünden, ein wenig zu verweilen, manche im Gespräch mit anderen

Menschen, viele im Gespräch mit Gott. Dann wurden anderntags die Glocken aller Kirchen geläutet. Die Leute auf den Strassen blieben stehen, schweigend, bei strömendem Regen. Ein wirkungsvoller Gestus. Ohne Worte konnte jede und jeder zum Ausdruck bringen, dass wir uns alle betroffen fühlen.

Und trotzdem wurde mir zunehmend unwohler. Genügt es zu sagen: Uns fehlen die Worte? Genügt es, zu klagen? Oder müsste man jetzt nicht auch fragen, auch sich selbst befragen: Warum, inwiefern sind wir mitbetroffen nicht nur als Opfer, sondern auch als Mitverantwortliche dieser Schreckensereignisse?

Der auf den 11. September folgende Sonntag war der eidgenössische Dank-Buss- und Betttag. So schien uns der Samstag, an welchem im Grossmünster ohnehin immer eine Vorabendfeier

stattfindet, geeignet, einen gesamtstädtischen Gottesdienst zu gestalten, der uns auf den 11. September zu reagieren erlaubte.

Dieser Gottesdienst, der vom Kirchenrat mitverantwortet wurde, hatte drei Teile. Ein erster Teil war Gefäss der Klage. Ein zweiter Teil bot Raum für Busse. Und ein dritter und letzter Teil sollte der Bestärkung im Glauben dienen, der Ermutigung, der Sendung in die Welt und Wirklichkeit, die sich uns als eine so abgründige dargestellt hatte. Liturgisch gerahmt waren diese Betrachtungen von Musik und Liedern, Gebeten und Fürbitten.

In der gemeinsamen Vorbereitung (zusammen mit meinem Kollegen und einem Vertreter des Kirchenrates) haben wir gemerkt, dass uns persönlich zwar die Worte fehlen, dass uns aber sehr wohl Worte gegeben sind aus der Heili-

Kurzpredigt von Käthi La Roche im Gedenkgottesdienst nach dem 11. September 2001 im Grossmünster

In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil, im Stillehalten und Vertrauen liegt eure Stärke!

Ein Wort des Propheten Jesaja, gesprochen im Namen Gottes, zu Israel, das sich im höchsten Masse bedroht fühlte und bedroht war, damals, als von Osten her Zerstörung über Jerusalem hereinbrach und die Menschen in Angst und Schrecken sich nach Verbündeten umsahen, um ihren Feinden militärisch die Stirne zu bieten.

Ein Prophetenwort in unsere heutige Situation hinein gesagt, wo Tod und Zerstörung über unsere Welt hereingebrochen ist und wir der Opfer des Terroranschlages vom vergangenen Dienstag gedenken und mit dem amerikanischen Volke trauern:

In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil,

in Stillehalten und Vertrauen liegt eure Stärke!

Mit dem Schlag vom vergangenen Dienstag ist unsere westliche Zivilisation ins Herz getroffen worden: Doch was ist das für ein Herz?

Das Finanzzentrum Manhattan, vielmehr dessen Wahrzeichen, das World Trade Center, das stolze Symbol der modernen Geschäftswelt – ist es nicht ein steinernes Herz?

Und das Pentagon, das Zentrum der militärischen Durchsetzung der Macht dieser Welt – ist es nicht ein stählernes Herz?

Jetzt, in der Trauer um die vielen Menschen, die ihr Leben verloren haben bei diesem tödlichen Schlag, und im Mitleiden mit den Betroffenen, im eigenen Betroffensein als Angehörige derselben westlichen Zivilisation, spüren wir doch wohl das Pochen noch eines anderen Herzens in unserer Kultur, eines fleischernen, eines verwundeten und verwundbaren, und auf dieses Pochen gälte es trotz allem zu hören.

Das steinerne und das stählerne Herz, ohne Gefühl für die Nöte der Menschen, gaben zu sehr den Takt an des Wirtschaftens, des Politisierens der Verantwortlichen, den Takt des Arbeitens und Denkens, nicht nur in den USA, auch bei uns. Und wir wissen es nur zu genau und unser fleischernes Herz sagt es uns bisweilen sehr deutlich: Wir, die wir in den reichen Industrieländern leben, profitieren davon – aber Menschen und Völker anderer Teile dieser Welt leiden darunter. Die Ungleichheit der Lebenschancen – an vielen Orten auf der Erde kann man vielleicht kaum noch von Überlebenschancen sprechen –, die Ungleichheit

zwischen den Industrienationen und dem Rest der Welt, die Kluft zwischen reich und arm ist zu gross geworden. Unser fleischernes Herz, das menschliche Herz unserer abendländischen Kultur und unserer christlichen Tradition fühlt das sehr wohl: Was jetzt helfen könnte, uns und der ganzen Welt, ist nicht militärische Vergeltung, sondern eine Veränderung unserer Lebensweise, ein Überprüfen der Werte, die unser Handeln bestimmen, ein Eingeständnis eigener Schuld am Leiden, am Elend, an der Demütigung derer, die in uns ihre Feinde sehen.

Von Krieg ist in den letzten Tagen die Rede, vom ersten Krieg im einundzwanzigsten Jahrhundert. Beten wir, dass es keinen solchen Krieg geben möge. Und schliessen wir gleichzeitig nicht die Augen vor der Tatsache, dass Krieg schon ist. Krieg der Starken und Stärksten gegen die Schwachen und Schwächsten. Und dieser Krieg muss aufhören – er erzeugt nichts als Hass und verschlingt am Ende uns alle. Wir haben es in den letzten Tagen auf schrecklichste Weise erfahren: Es hilft keine Überlegenheit, weder technologisch noch wirtschaftlich noch militärisch – wir sind alle verletzlich, als Menschen und als offene Gesellschaften. Und solange dieser Krieg weitergeht, werden die Bedrohungen zunehmen, auch für uns. Das Fenster der Kurskorrektur Verwundbarkeit lässt sich nicht schliessen.

So spricht da Herr:

In Umkehr und Ruhe liegt euer Heil,

in Stillehalten und Vertrauen liegt eure Stärke.

Nehmen wir dieses Prophetenwort aus dem Jesajabuch uns heute zu Herzen.

Gott, der sich selber verwundbar gemacht hat in Jesus Christus, zeigt uns einen Weg – den Weg, der durch Leiden und Tod hindurchführt zum Leben. Er ist um unserer Verschuldungen willen gestorben und zu unserem Heil auferstanden, so bekennen wir, so glauben wir und im Vertrauen auf ihn beten wir: Hilf uns, menschlich zu bleiben und dem Hass keine Nahrung zu geben, nicht dem eigenen und nicht dem der anderen. Bleib bei uns, in der Dunkelheit, die uns umgibt und lass dein Licht aufgehen in der Finsternis unserer Herzen, das Licht, in dem wir erkennen können, wer wir sind und wer du bist: Bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jesus Christ. Amen.

gen Schrift und dass es unsere Aufgabe ist, diese gerade in der Situation zum Reden zu bringen, wo es uns selber die Sprache verschlägt.

Mir oblag der Bussteil. Das war mir nicht unlieb. Ich habe selber eine längere Drittwelterfahrung und persönlich viele Kontakte zu Menschen z.B. in Kolumbien, welche unter der US-Politik seit langem leiden. Es blieb mir nicht verborgen, dass ausserhalb von Europa, und durchaus nicht nur in der arabischen Welt, dieser Schlag gegen Amerika als eine zwar masslose und nicht zu rechtfertigende, aber durchaus verstehbare und bis zu einem gewissen Grade auch erklärbare «Quittung» verstanden wurde. Auf der andern Seite habe ich Freunde in den USA, die meisten in New York, und einige von ihnen in der lower east side, mit denen ich natürlich mitfühlte und mitbangte – aber auch mitfragte: Warum? Und viele von diesen Leuten, viele Intellektuelle Amerikas, haben eine andere Antwort gegeben als Präsident Bush, eine sehr viel selbstkritischere – aber die war eben in unseren europäischen Medien kaum zu vernehmen. In die Sprache des Glaubens übersetzt, lautete diese: Busse tut not. Umkehr tut not.

Obwohl ich schon vor diesem Gottesdienst und auch danach einigen Anfeindungen und verständnislosem Kopfschütteln ausgesetzt war, in der Öffentlichkeit und auch im eigenen Bekanntenkreis, so war doch die Reaktion derer wesentlich stärker, die froh waren, wenigstens in der Kirche ein differenzierteres Reflexionsangebot zu bekommen oder vielmehr: überhaupt ein Reflexionsangebot. Denn auch wenn wir anfänglich noch so konsterniert waren und noch so ratlos, so glauben wir doch daran, in Gottes Wort Orientierung und Weisung zu finden auch nach schrecklichen Ereignissen. Nicht zuletzt darum strömten die Menschen ja auch in die Kirchen. Kerzen anzünden ist gut. Aber als Reformierte dürfen wir nicht dabei stehen bleiben. Wir haben einen anderen Auftrag.

Rosen zerrissen, zertreten und aufgehoben – ein Ritual für den Willen, das Leben zu achten

Clara Moser Brassel, Pfarrerin in Pratteln (BL)

Wenn ich mich an die Ereignisse um den 11. September erinnere, steigen in mir die spontanen Reaktionen auf das unfassbare Geschehen auf: Ich fühlte mich ohnmächtig den Bildern des Grauens ausgeliefert, und ich hatte Angst vor den aggressiven Worten der Politiker.

Zuerst wollte ich bereits am Mittwochabend mit einem spontanen Gottesdienst in der Kirche reagieren, aber ich konnte nicht. Mir war schlecht, mein Magen revoltierte...

Am Sonntag, am Bettag, war ein ökumenischer Gottesdienst geplant. Mein Kollege Peter Messingschläger und ich mussten, wollten auf die Ereignisse in Amerika eingehen. Im Unterricht, in der Seelsorge, in Gesprächen auf der Strasse spürten wir eine grosse Betroffenheit und oft verzweifelte Suche, damit umzugehen. Wie in mir, in uns auch.

Wir erarbeiteten einen Gottesdienst, in dem auch Ideen der katholischen Kollegin Jutta Achhammer Moosbrugger mit aufgenommen sind.

Die Geschichte vom Turmbau zu Babel (Gen 11)

Die Türme des WTC sind Symbole der Macht, der Hybris. Wie steht es mit der wirtschaftlichen und politischen Gerechtigkeit auf der Welt? Deshalb kann die Reaktion auf den 11. September nicht nur Kampf gegen den Terrorismus sein, sondern vor allem der Kampf gegen Ungerechtigkeiten.

«Auge um Auge, Zahn um Zahn» (Ex 21, 24)

Hier geht es nicht um blinde Rache oder gar einen Kreuzzug (wie Bush es androht), sondern um Bestrafung innerhalb einer Rechtsnorm, um eine Vergeltung, in der Mass gehalten wird, um die Eskalation zu vermeiden.

«Liebe deine Feinde» (Matth 5,38-45)

Lieben heisst auch erkennen. Wer ist der Feind? Wer wird ausgegrenzt und darf nicht teilhaben? Wir brauchen den Schulterschluss aller Menschen, welcher Religion auch immer, die sich auf Menschenrechte berufen.

Nach dem Lied «Weit wie das Meer ist Gottes grosse Liebe» lesen wir den bekannten Text «I have a dream» von

Meditation

Blühende Blumen – leuchtend – duftend –
ihrer Schönheit beraubt – nackt und kalt.
Bestohlen und entblösst wie viele Menschen in New York.
Ehefrauen und Ehemänner ihrer Liebe beraubt.
Im Feuerwahnsinn des Hasses.
Kinder fassungslos. Mit leerem Blick.
Zu Waisen gemacht in vollkommener Planung des Grauens.
Vor Bergen aus Stahl und Beton. Die Augen voller Tränen, wenn überhaupt.
Blumen und Blätter abgerissen.
achtlos zu Boden geworfen, mit Füssen getreten.
Menschen werden entführt, erstochen, massakriert, sind Spielfiguren
im Kampf der Mächtigen. Kanonenfutter im Aufstand der Ohnmächtigen...
Blätter, Blüten, Stiele – mit offenen blutenden Wunden – trostloser Anblick.
Was bedeutet uns die Würde des Menschen, die Schöpfung?

Im folgenden nun eine Kurzdarstellung unseres Gottesdienstes mit Abendmahl: *Gott hat uns nicht den Geist der Verzagttheit gegeben,*

sondern den Geist der Kraft, Liebe und Besonnenheit.

Mit diesen Worten eröffnen wir den Gottesdienst und kündigen das Thema an. Es sind mehr Menschen gekommen als «normal».

Nach einem Lied beginnen wir mit einer Symbolhandlung. Wortlos zerrupfen wir Rosen, zerstreuen sie über den ganzen Kirchenboden.

Eine Besinnung folgt, umrahmt vom Lied: «In Dunkelheit der Nacht, entzündete ein Feuer, das niemals erlischt».

Wir stellten drei biblische Texte in die Mitte und verknüpften sie mit unseren Fragen und Gedanken.

Martin L. King vor. Wir laden ein zu Abendmahl und Eucharistie im Chor der Kirche. Wir bitten die Gemeinde, auf dem Weg in den Chor nicht auf die zerrupften Rosen zu treten, sondern sie aufzuheben und in das Wasser des Taufbeckens zu legen. Dies als ein Zeichen des Willens, das Leben zu achten.

In der Abendmahlsfeier war zentral, dass wir als Gemeinde miteinander unterwegs und auch heute getragen und gestärkt sind von jener Verheissung der Engel Gottes, die sie schon bei der Geburt Jesu gesungen haben: «Ehre sei Gott in der Höhe und auf der Erde Frieden für die Menschen, die Gott alle lieb hat.» Diesen Kanon sangen wir auch als Bestätigung der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Hoffnung auf Frieden. Für mich war dies ein ergei-

fender Moment, der mich stärkte, die Gemeinschaft der Gleichgesinnten erleben liess. Wir teilten ökumenisch das Brot des Lebens und den Kelch des Friedens. Mit dem Segen und dem Lied «Bewahre uns Gott, behüte uns Gott» klang der Gottesdienst aus.

Gebet

Gott du Quelle des Lebens,
wir sehnen uns nach deinem Licht.
Wir sind betroffen, ohnmächtig.
Wir bängen um die Zukunft,
sind voller Sorgen und Fragen.
Gott, wir suchen dein klares ge-
rechtes Licht in all der Finsternis.
Wir spüren so viel Verachtung,
Hass und Gewalt.
Wir sind da, Gott,
als deine Menschenkinder
und suchen deinen Weg.
Wir wollen beten, klagen,
ausbreiten, was uns bewegt.
Wir beten für die Opfer,
die Angehörigen,
die Verantwortlichen.
Gott, wir suchen dein Licht:
die Achtung vor dem Leben,
die Würde des Menschen.
Wir besinnen uns auf dein Wort,
stärken uns, damit deine Melodie
des Lebens uns trägt, in uns klingt,
damit die Töne des Hasses,
der Rache und Drohungen
in der Welt
nicht übermächtig werden.
Gott lass uns deine Töne,
dein Licht entdecken.
Amen.

Dieser Betttagsgottesdienst hat viele ermutigt, weil sie aus der Ohnmacht heraus wieder besser die eigenen Wurzeln und die damit verbundene Gemeinschaft spüren konnten. Die Macht der Bilder, Stimmen und der damit verbundenen Ängste wurde relativiert, die eigene Kraft wieder als «Gegenkraft» wahrgenommen.

Begonnen hat dieser Prozess in vielen Gesprächen, in den Vorbereitungen zum Gottesdienst, in der Auseinandersetzung mit den biblischen Texten. Stellvertretend für die Gemeinde haben wir in Worten und Symbolhandlungen zum Ausdruck gebracht, was wohl viele bewegte. Der Engelsruf «Fürchte dich nicht» hat die Erstarrung gelöst, die Dimension des «Friedens auf Erden» wieder geöffnet.

Das Geschenk der Gemeinde war für mich, das Erlebnis der Gemeinschaft zu spüren: Du bist nicht alleine auf diesem Weg, mit dieser Hoffnung auf das Reich des Friedens. Eine ältere Frau meinte nach dem Gottesdienst: «Wir müssen an unser Licht auch glauben. Es hilft. Was hätte Bush vielleicht noch viel Schlimmeres gesagt und gedroht, wenn wir

nicht auch gebetet und ihm Licht geschickt hätten?»

«Gottes Wort bewirkt, was Gott will und führt aus, was Gott ihm aufträgt.» (Jesaja 55,11)

Elisabeth Flach Schmid, Pfarrerin in Wettingen (AG) und Psychologin

Die Ereignisse des vergangenen Herbstes haben auch mich beschäftigt. Ich habe mit vielen Menschen darüber gesprochen und meinen Standpunkt gesucht. Die wirtschaftlichen Auswirkungen weltweit zeigen auch das Gewicht der Globalisierung an.

Trotzdem haben diese Erfahrungen explizit verbal in meinem Wirken als Pfarrerin wenig Gewicht gefunden.

Im Pfarramt bestehen meine erstrangigen Aufgaben in Seelsorge und Wortdienst. Beide Schwerpunkte sind Aufgaben im geistigen Bereich: Ich kann nach deren Ausführung meist nicht direkt feststellen, was ihre Wirkung war, ob eine Veränderung als Trost, zum Aufbauen von Mut, zum Erkennen, welche Entscheidung genommen werden soll, daraus resultiert.

In der Seelsorge begleite ich Menschen auf verschiedensten Wegabschnitten. Wir legen Wege zurück und können erst nach einer gewissen Zeit erkennen, was für Auswirkungen dies gebracht hat. Im Wortdienst (Gottesdienst, Kasualien) bekomme ich häufig sofortige Reaktionen, die mir zeigen, dass die Menschen etwas aufgenommen haben. Die Auswirkungen in ihr Leben kann ich selten verfolgen, da dies eine sehr intensive Kenntnis ihres Alltages voraussetzen würde.

Deutlich erkennen kann ich, dass all meine Auseinandersetzungen im Vorbereiten von Wortdiensten mich verändert haben: Meine Gotteserkenntnis, meine Erkenntnis von Lebenszusammenhängen, mein Weltbild unterliegt diesen Auseinandersetzungen und verändert sich laufend durch neue Einsichten.

So stelle ich fest, dass Gottes Wort wirkt und zwar auf einer Ebene, die nicht eins zu eins mit dem Weltgeschehen zu tun hat, sondern mit meiner Lebensauseinandersetzung. Das Weltgeschehen tritt an mich, an uns Menschen, heran auf der Erlebnisebene, also in der Biografie oder durch Informationen. Wir haben uns klar zu werden, was dies für uns bedeutet und was dies mit unserem Leben zu tun hat. Gottes Wort kann da Hilfe sein und entsprechend für Wortdienste eingesetzt werden. Ich erlebe das Wirken, unabhängig vom Erleben oder gerade parallel zum Erleben, auf der geistigen Ebene: Erkenntnis, Zusammenhänge, Einsichten bilden sich da. Ich habe gelernt, auf dieses Wirken zu

vertrauen ohne explizite Anwendung auf Gegenwartserlebnisse.

Tritt nun ein Weltgeschehen ein mit diesen grossen Ausmassen wie im vergangenen Herbst, so sind auch diese Erschütterung, diese Folgen noch gar nicht in Worten fassbar. Es ist ja auch keine Stellungnahme von mir gefordert, sondern das Wort ins Leben der Menschen meiner Kirchgemeinde auszurichten.

Ich predige Gottes Wort, das schon durch die Geschichte hindurch die Wellengänge der Menschheit begleitet hat. Dieses Wort enthält Zuspruch in Not, Trost im Leid, Ermahnung im Übermut, Freude auf die Zukunft und Unzähliges mehr. Dieses Wort trifft immer ins Leben, vorausgesetzt, es konnte an mir wirken. Diese geistige Ebene ist für uns nicht einsehbar. Wir erleben sie und stellen sie an und in uns fest. Setze ich mich dieser Wirkung aus, so gebe ich auch diese Wirkung weiter im Dienst. Ich muss in meiner Text- oder Themenwahl für den Gottesdienst nicht das Tagesgeschehen beschreiben, sondern die Verbindung zur göttlichen Kraft herstellen, darauf hinweisen. Aus dieser Kraft schaffen wir Menschen unseren Werdegang und die Verbindung zu Gott.

Verdacht und Erinnern gegen Kriegsrhetorik

Regula Grünenfelder

1 12

Es war einmal, erzählt Hans Christian Andersen, ein Kaiser, der nichts wichtiger fand als seine Kleider. Seinen Untertanen oblag es, die Mäntelchen und Schühchen zu bewundern. Eines Tages kamen zwei Weber, die ihm Kleider aus lauter Nichts webten. Sie sagten, wer das prunkvolle Gewand nicht sehen kann, ist entweder dumm oder arbeitsunfähig. Selbstverständlich gibt keiner der Lakaien zu, dass er nichts sieht. Und sie mühen sich bei der nächsten Kleiderparade, den Leuten ein Gewand einzureden, das den Herrscher wunderbar kleidet. Ein vorwitziges Mädchen ruft laut, was sich sonst niemand zu sagen traut. Nach der Entlarvung muss sich niemand mehr Mühe geben, die herrschaftliche Blöße zu bemänteln. Doch: Alle wissen, alle sehen, trotzdem wird die Parade mit gewohntem Pomp und Beifall zu Ende geführt.

Wir sind wohl in letzter Zeit zu Zeuginnen der zweiten Hälfte der Parade geworden. Die Herren präsentieren ihre Interessen und Privilegien unverhüllt, und ihre Lakaien und Damen strahlen aus, dass es so ganz in Ordnung ist.

Die neue Transparenz

Der US-amerikanische Politologe Samuel Huntington spielt in seinem berühmten Buch «The Clash of Civilizations» einige konkrete Schreibtischvarianten der Rolle der USA (und mit ihr der westlichen Industrienationen) in der neuen Konfliktkultur durch. Diese ist seiner Meinung nach folgendermassen gestrickt: Terroristische Attacken bedrohen die wirtschaftlichen, moralischen und politischen Zentren, die nur überleben können, wenn sie für sich selber schauen (Pech hat seiner Meinung nach leider schon und immer wieder Afrika...) und sich nicht in die Angelegenheiten der anderen Zentren einmischen. Die Herren im Westen müssen lernen, sich mit ihren «Brüdern im Osten» (Zitat!) zu vertragen.

Das Problem Huntingtons ist gerade nicht, dass seine Planspiele, die er vor einigen Jahren entwickelt hat, heute

überholt wären. Das Problem dieses Politikwissenschaftlers ist im Gegenteil, dass er Recht hat. Die chauvinistischen Muster der Weltpolitik, seine Definitionen von Zentrum und Perspektive, die er einnimmt, sind die normal und alltäglich. Diese neue Rhetorik hat sich von demokratischen Mäntelchen verabschiedet und muss nicht mehr so tun, als ob sie sich auf einen breiten Konsens stützen oder anderen Menschen als den weissen Herren und ihren Damen nützen würde. In seinem Buch zeigt dies Huntington deutlich, in dem er fast ausschliesslich weisse männliche Wissenschaftler zu Wort kommen lässt. Die ungefähr drei Frauen auf seiner Literaturliste, die sich mit globalen Konflikten beschäftigen, werden kurz abgefertigt. Der Beifall gebührt allein der vierten, die nur einen Vornamen trägt, Nancys Beitrag wird in der Widmung ausgedrückt: «To Nancy, who has endured the clash with a smile.» Damen können im Schutz ihrer privilegierten Männer über Katastrophen lächeln – andere Frauen leider nicht.

Rhetorik: Die Macht der Sprache

In der Antike war es bekannt: Sprache ist ein Machtfaktor. Reden und Zuhören, Zeigen und Sehen beeinflussen Handeln wie Nichthandeln. Die Werbung für den Krieg macht sich dies bis heute zu Nutze. Ein Slogan der US-amerikanischen Friedensbewegung bringt es auf den Punkt: War story imitates war story. Der Kriegsbericht imitiert den Krieg, der wiederum einen Kriegsbericht imitiert. Der Kriegsbericht – das Genre entstand im klassischen Griechenland – trägt fol-



gende Merkmale: Er ordnet die Ereignisse in eine übersichtliche Erzählung, definiert die (ideellen und geographischen) Frontlinien, benennt die Ursachen, die zum Krieg führen, und einleuchtend auch die Kriegsziele. Der klassische Kriegsbericht vertritt eine Ethik, die den Krieg verlangt, als unvermeidlich oder zumindest intellektuell nachvollziehbar darstellt. Interessante, berührende, aufwühlende Einzelerzählungen versehen mit einem Männlichkeitspathos geben den nötigen «Kick».

Ein traditioneller Kriegsbericht überzeugt also durch logos (Argumentation), ethos (Aufruf zu einem bestimmten Verhalten) und pathos (Emotionalität). Der klassische Kriegsbericht wurde noch nie aus antiquarischen Absichten verfasst. Es ging (und geht) den AuftraggeberInnen und VerfasserInnen immer darum, die LeserInnen durch das erzählte Beispiel zu einem bestimmten Handeln in der Gegenwart zu motivieren und von einer Zukunftsvision zu überzeugen. So gab es etwa im römischen Reich einige Historiker aus unterworfenen Völkern, die den Hegemonialkrieg zu Handen ihrer Landsleute beschrieben. Sie deuteten ihnen den Krieg im Interesse eines ruhigen Zusammenlebens, was der römischen Herrschaft und der jeweiligen Oberschicht zu Gute kam.

Dieses Grundmuster der Kriegserzählung dominiert bis heute die Kriegsberichte aller Medien.¹ Das ist tragisch, denn damit werden die Hörerinnen, Zuschauer und Lesenden zu einem konkreten Verhalten angestiftet. Klassisches Reden macht aus gewalttätigen Ereignissen eine Story, die – mit Männlichkeitspathos versehen – kollektive Gewalt legitimiert, zum stillschweigenden Einverständnis verführt und zur Nachahmung einlädt.

Verdacht im Kontext

Es wäre zu vermuten, dass eine Verdachtsarbeit in Zeiten der Paraden nackte Interessen nicht mehr nötig wäre. Doch auch nackte Interessen sind auf hintergründige Wegbereiter angewiesen. Im Westen ist es der Verlust an Intimität, der täglich eingeübt wird durch Big Brother und Seelenstrip-Talksendungen, die Beziehung auf Zuschauen reduzieren. Unterstützt wird die Erziehung zur Handlungsunfähigkeit und Willenlosigkeit durch eine politische Rhetorik der Angst und medizinische Helfershelfer, die beide «an die Nieren gehen».²

Der jüdische Philosoph Walter Benjamin hat die distanzierte und distanzierende Rhetorik als Kennzeichen der Siegesgeschichte identifiziert, jener Kriegserzählung also, die den Herren (und ihren Damen und Lakaien) nützt. Und er beschreibt, wie ein Geschichtsschreiber (oder auch eine Frau, die sich der herrschenden Rhetorik nicht unterwerfen will) Ereignisse betrachten muss, damit die gewalttätigen Selbstverständlichkeiten entselbstverständlich werden können:

«In jeder Epoche muss neu versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriffe steht, sie zu überwältigen. Der Messias kommt ja nicht nur als der Erlöser; er kommt auch als Überwinder des Antichrist. Nur dem Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Ver-

gangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: Auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.»³

Benjamins Traktate über die Geschichte sind Anstiftungen zum Paradigmenwechsel, der eine tägliche Übung verlangt: Über Unrecht, Gewalt und Krieg

nicht als grundsätzlich übersichtliches, sinnstiftendes und logisches Geschehen, sondern erzählen statt dessen von Zerstörung, Chaos, Fronten- und Rollenambivalenzen. Cooke begreift diese Kriegsgeschichten als Enttarnung und einzig wirkungsvolle Entmachtung der Siegeregeschichte vom Krieg, da sie sich zur Nachahmung nicht eignen. Sie hofft, dass das Erzählen und Weiterer-

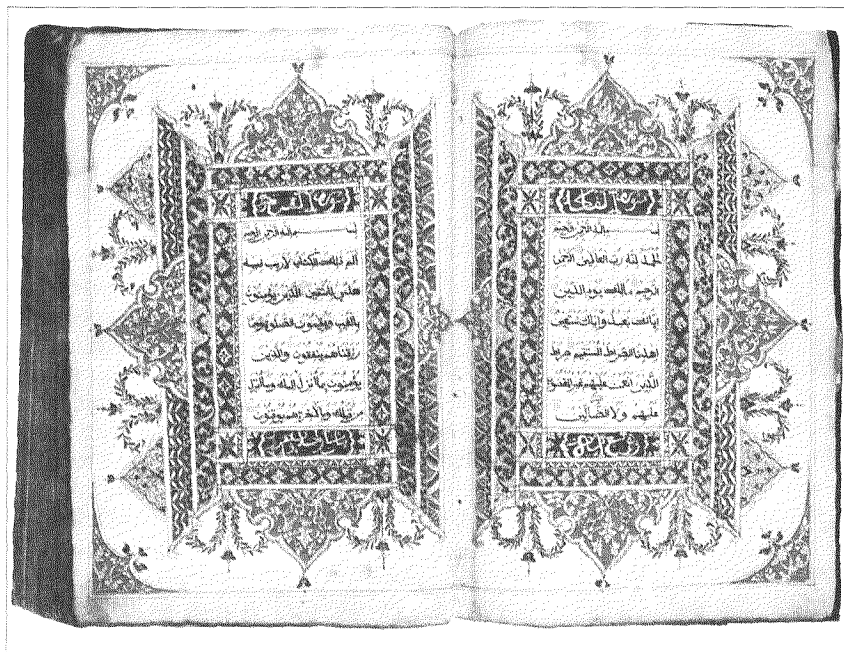
Mütter über die zu frühen Tode ihrer jungen Söhne im Krieg lässt sich keine Armee rekrutieren. Dazu braucht es Geschichten über die Grösse des Krieges und die Ehre der Gefallenen.

Das Pathos brechen

Krieg ist pathetisch. Eine unorthodoxe Analyse der Überzeugungskraft von Kriegstexten liefert Barbara Ehrenreich, weisse amerikanische Friedensaktivistin und Publizistin. Ihr Werk «Blutrituale» bietet eine Theorie der Gefühle, die auch nicht davor zurückschreckt, archaische, prähistorische Wurzeln zu benennen. Das Bild des stolzen Jägers und seiner weniger spektakulären getreidesammelnden Partnerin sei zwar überholt, meint sie, doch werde die Frühzeit des Menschen immer noch als SiegerInnengeschichte imaginiert. Ehrenreich hält dem entgegen, dass unsere VorfahrInnen Hunderttausende von Jahren Raubtierbeute gewesen seien, bevor sie die Vorherrschaft der Bären und Katzen zu brechen vermochten. Diese Revolution des Katzenfutters sei bis heute nicht verdaut. Ehrenreich erkennt deshalb im Krieg ein Blutritual, welches vor allem anderen die Urangst, gefressen zu werden, bannen soll. Nicht die Jagdlust, sondern die Erfahrung der Ohnmacht hat den Menschen zur Sakralisierung der Gewalt verleitet. Die Lust am Krieg, so Ehrenreich, sei das mystische Gefühl, zu einem starken Ganzen zu gehören, das über die Bestie triumphiert. Kriege, diese Inszenierungen gegen die Angst, können durchschaut und überwunden werden. Ehrenreich hofft, dass gerade heute, wo «von jedermann erwartet wird, auf die eine oder andere Art mitzumachen (...)», sich endlich doch eine Opposition gegen die Institution des Krieges an sich entwickelt.⁴ Nicht über die Grösse der Waffen und der irrsinnigen Gelder, die dafür ausgegeben werden, sondern über die Angst ihrer Hersteller und Auftraggeber muss berichtet werden.

Und die Erinnerung?

Als ich vor fünfzehn Jahren Theologie studierte, hat mir Elisabeth Schüssler Fiorenzas Hermeneutik des Verdachts und der Erinnerung eine Möglichkeit eröffnet, mein permanentes Unbehagen kritisch und produktiv zu benennen.⁵ Manches Mäntelchen fiel, das Privilegien, Opfer und Täter verdeckt und Ungerechtigkeiten kaschiert und Leuten weismacht, dass ihre Unterdrückung ihre Interessen schützt. Ich lernte systematisch, dass ich dem gesunden Menschenverstand nicht abkaufen muss, was er mir gegen meine eigene Wahrnehmung einreden will. Diese Entlarvung von Interessen und die Einsicht in die Bedeutung von Machtverhältnissen schafft erst das Fundament, unsere Welt



muss so gesprochen werden, dass gegen die Siegeregeschichte ein Funke der Hoffnung aufblitzt. Das bedeutet: Eloquente Gesamtchauen, schulbuchmässige Chronologien, die sich an den wichtigsten Ereignissen orientieren (meist Männer, Waffen und Prinzipien) und aufregende Bilder müssen misstrauisch betrachtet werden. Sie fördern den distanzierten ZuschauerInnenblick auf Leid und Gewalt.

Die Logik stören

Als Antwort auf die Siegeregeschichte vom Krieg gibt die in den USA lehrende Arabistin Miriam Cooke den Blick frei auf Zeugnisse, die «nur» aus Widersprüchen und «Nebensächlichkeiten» bestehen. Cooke beschäftigt sich mit Frauenliteratur aus dem Unabhängigkeitskrieg in Algerien, mit dem Sechstageskrieg und der Intifada in Schriften von Palästinenserinnen und mit Zeugnissen von Araberinnen aus dem ersten und zweiten Golfkrieg. Sie findet in den von Frauen verfassten Kriegsberichten einen fundamentalen Tabubruch, der die Frauen am distanzierten Denken und Schreiben hindert. Sie schreiben über Erfahrungen, die sie als Frauen nicht haben sollen: Am Krieg sind schliesslich Männer beteiligt; Frauen kommen höchstens als Opfer vor, und Opfer haben keine Sprache. Diese Frauen, so Cooke, beschreiben, im Gegensatz zur – traditionell von Männern verfassten – Kriegsgeschichte (War Story) den Krieg

zählen von störrischen und stotternden Geschichten über Kriegserfahrungen und Überlebensstrategien Sand ins Getriebe der dominierenden War Story bringen:

«These witnesses are elaborating survival strategies that include the forging of alternative visions and stories. They are voicing dissension from the status quo, they are examining the role of consciousness and constructing a memory that is responsible for the future.»⁴

Die Norm entlarven

Siegeregeschichten laden dazu ein, Krieg als ein legitimes Instrument zur Erhaltung des status quo zu betrachten.⁵ Sie zielen auf das Mitmachen und tatenlose Zuschauen der Hörerinnen und Zuschauer. Gewaltfreier Widerstand entlarvt, wie sehr das Ausmass der Gewalt vom Einverständnis der Einzelnen abhängt. Dieses Einverständnis hängt davon ab, ob die jeweiligen höheren Werte (religiöse Überzeugungen, Privilegien etc.), für die sich zu töten und zu sterben lohnt, den Hörerinnen und Zuschauern einleuchtend vermittelt werden. Kriegsherren sind darauf angewiesen, dass Menschenopfer sinnvoll inszeniert werden. Dafür stehen die unzähligen Ehrenmale und Soldatenfriedhöfe überall auf der Welt. Die Norm ist leicht zu irritieren: Im antiken Griechenland wurde deshalb das öffentliche Trauern von Frauen von Amtes wegen eingeschränkt, denn mit der Trauer der



Säkulare Gesellschaft und Religion

Im Gespräch mit Jürgen Habermas

Monika Jakobs

verbindlicher, subversiver, lustiger, aber auch mitfühlender – zu denken und zu leben.

Elisabeth Schüssler Fiorenza besteht darauf, dass der Verdacht nie alleine kommt. Er hat eine Lebenspartnerin, das ist die Erinnerung. Aber auch sie kommt nie allein, damit wir stets fragen, wie unsere Geschichten, politischen Aktionen, Rituale und Lieder wiederum ungerechte Machtverhältnisse stützen. Umgekehrt kann nur mit der gefährlichen Erinnerung (J.B. Metz), mit Erfahrungen und Geschichten von gelingendem Leben ein Verdacht an der herrschenden Rhetorik – an des Kaisers neuen Kleidern – aufkommen. Nur dann nämlich können dem dominanten Kriegsbericht mit seinem Appell zum Mitmachen oder Stillhalten alternative Geschichten entgegengehalten und entgegengelebt werden. Und der Verdacht irritiert den Prozess des Erinnerns, damit die Erinnerung nicht betulich wird. Die afro-amerikanische Aktivistin Alice Walker hat ihr politisches Bekenntnis überschrieben mit «Everything we love can be saved.» Alles, was wir lieben, kann gerettet werden. Vielleicht ist das der klägliche und lebendige Ersatz für den Erfolg.

Sicher. Unsere Liebe steht genau so wie jedes andere Handeln und Sprechen auf dem Prüfstand des Verdachts: Wem gilt sie? Wen zu achten und zu ehren gibt sie vor? Wem dient sie heimlich? Das ist für mich die Erfahrung mit Elisabeth Schüssler Fiorenzas Tanz der Interpretation: Wir müssen den sicheren Stand aufgeben, um in den und gegen die Siegsgeschichten Fragmente von Gegengeschichten zu entdecken und zu leben. Die Liebe ist nur dann Liebe, wenn sie sich immer dem Verdacht auszusetzen wagt, aber der Verdacht muss sich an der Liebe messen:

«...and if there is any light to come, it will shine from the eyes of those who look for peace and justice after the rubble and rhetoric are cleared and the phoenix has risen.»⁸

Regula Grünenfelder, Luzern, Theologin, Mitarbeiterin an der Bibelpastoralen Arbeitsstelle mit den Schwerpunkten feministische Befreiungstheologien und kreative Bibelarbeit, Familienfrau.

- 1) *Kriegsberichterstattungen wie jene von Iren Meier, die mit anderen Genres experimentieren, sind leider die Ausnahme.*
- 2) *Angst und Fluorvergiftung (z.B. durch flächendeckende «Versorgung») führen zu Nierenschwäche.*
- 3) *Walter Benjamin, Illuminationen, Ausgewählte Schriften, Frankfurt a.M. 1977, 253.*
- 4) *Miriam Cooke, Women and the War Story, London 1996, 39.*
- 5) *Hier geht es um den Krieg zur Erhaltung bestehender Machtverhältnisse und zum Schutz von Privilegien. Der gewaltsame Widerstand gegen Unrechtsverhältnisse kann hier nicht erörtert werden.*
- 6) *Barbara Ehrenreich, Blutrituale, Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg, München 1997, 292.*
- 7) *Elisabeth Schüssler Fiorenza hat ihre Hermeneutik des Verdachts und der Erinnerung kontinuierlich entwickelt. Leider sind die neueren Werke (z.B. Sharing Her Word, Feminist Biblical Interpretation in Context, Boston 1998; Rhetoric and Ethic, The Politics of Biblical Studies, Minneapolis 1999; Jesus and the Politics of Interpretation, New York u.a. 2000) noch nicht auf Deutsch übersetzt.*
- 8) *Aus: Suheir Hammad, First Writing Since.*

Die Rede anlässlich der Verleihung des renommierten Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Oktober 2001 von Jürgen Habermas ist gerade in theologischen Kreisen mit Begeisterung aufgenommen worden. Obwohl seine ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ bei einem kleinen Kreis von Theologen längst rezipiert ist, erstaunt das positive Echo. Habermas, der profilierte Denker der ‚Frankfurter Schule‘ der Soziologie, politisch eher ‚links‘ anzusiedeln, weist in für seine Profession ungewohnte Weise auf die Rolle von Religion in der heutigen Welt hin – eine Rolle jenseits der Säkularisierungsthese.

Diese behauptet, dass Religion aus den modernen Gesellschaften weitgehend verschwunden ist. Je nach Standpunkt wird der Sachverhalt unterschiedlich bewertet: den einen ist sie willkommen und längst überfällige Eliminierung einer schädlichen, freiheitsberaubenden Ideologie, den anderen Dekadenzphänomen, das Entmoralisierung und Orientierungslosigkeit mit sich bringt.

Die Terroranschläge vom 11. September scheinen denjenigen recht zu geben, die jetzt bewiesen sehen, wohin die – längst überkommene – Religion letztendlich hinführt. Die amerikanische, religiös-nationalistisch gefärbte Reaktion darauf kann diese Überzeugung nicht gerade erschüttern.

Dem Paradigma von der Säkularisierung liegt die Überzeugung zugrunde, dass Religion und Moderne sich gegenseitig verdrängen müssen. Dagegen spricht aber die neuere Religionssoziologie gerade von einer Renaissance des Religiösen, die sich als eklektizistische, synkretistische und entinstitutionalisierte Privatreligiosität zeigt. «Ich bediene mich aus dem Markt der Religionen, und was ich damit mache, geht keinen etwas an.»

Auch Habermas bestreitet die Säkularisierungsthese im Sinne des Ausschlussprinzips von Religion und Moderne, fokussiert dabei aber nicht den privaten, sondern gerade den politischen Aspekt,

also die Frage nach Religion und Öffentlichkeit.

Während in der Vormoderne Religion und Staat beziehungsweise Kultur teilweise identisch waren (eine Situation übrigens, die per se religiöse Vielfalt ausschliesst), kommt es in der Moderne zu einer Trennung. Eine 'postsäkulare Gesellschaft' ist aber nicht eine, die keine Religion mehr kennt, sondern in der nach wie vor religiöse Gemeinschaften leben, jedoch in einer säkularisierten Umwelt und unter den Bedingungen eines liberalen Verfassungsstaates. Die Mitglieder solcher Religionsgemeinschaften müssen, so Habermas, 1. die kognitiv dissonante Begegnung mit anderen Konfessionen und anderen Religionen verarbeiten, 2. die Autorität der Wissenschaften anerkennen und sich 3. auf die Prämissen des Verfassungsstaates einlassen. All dies stellt einen enormen «Reflexionsschub» für Religion dar. In dem Sinne bringt Säkularisierung Religion nicht zum Verschwinden, sondern nimmt sie mit in die Modernisierung.

Die Trennung von Religion und Staat beziehungsweise Kultur hat dazu geführt, dass im liberalen Staat den Gläubigen und nur ihnen zugemutet wird, «ihre Identität gleichsam in eine öffentliche und private Sphäre aufzuspalten». Wenn sie in ihrer religiösen Argumentation gehört werden wollen, z.B. in ethischen Fragen, müssen sie erst Übersetzungsarbeit leisten, gewissermassen in die säkulare Sprache hinein. Ein/e Nicht-Gläubige/r hingegen braucht jedoch die Perspektive der anderen Seite nicht einzunehmen.

Habermas beharrt demgegenüber darauf, dass es in der modernen Gesellschaft um mehr als nur um Duldung oder Toleranz von Religion(en) gehen muss, sondern um ihren konstruktiven

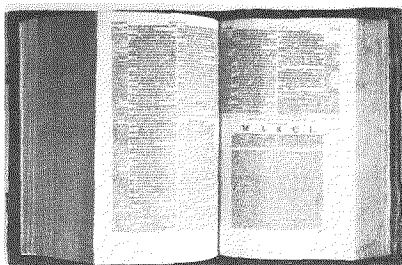


Beitrag zum gesamten politischen Leben. Das gilt nicht nur auf ethischem Gebiet, wo Kirchen traditionell eine gewichtige Rolle zugestanden wird, sondern vor allem bei den, wie er sagt,

«Ressourcen der Sinnfindung», die auch eine säkulare Gesellschaft braucht. Dazu ist die schwierige Übersetzungsarbeit der Gläubigen notwendig, das Ringen um die angemessene Sprache. Die Artikulationskraft der religiösen Sprache vermag die Lücken der säkularen Sprache zu schliessen, die z.B. angesichts unrechtem und vergangenem Leid oder dem Verlust von Hoffnung versagt. Notwendig ist eine Sprache, die imstande ist, «die rettende Formulierung» für Vermisstes und Vergessenes hervorzubringen.

Demnach kommt der Religion in der modernen Gesellschaft eine bedeutende Rolle zu. Die Haltung einer/s Nichtgläubigen in einer postsäkularen Gesellschaft wäre also «von der Religion Abstand halten, ohne sich deren Perspektive zu verschliessen. ... um im eigenen Haus der schleichenden Entropie der knappen Ressource Sinn entgegenzuwirken.»

Das kann nur dann funktionieren, wenn – so Habermas – auch die säkulare Seite sich dazu verpflichtet, «sich einen Sinn für die Artikulationskraft religiö-



ser Sprachen» zu bewahren. Dies ist kein reiner Akt des Goodwill oder einer toleranten Barmherzigkeit, sondern überlebenswichtig für eine postsäkulare Gesellschaft, die Fundamentalismus vermeiden will. Denn: Fundamentalismus ist «ausschliesslich ein modernes Phänomen», also kein Relikt aus alten Zeiten, sondern eine Fehlentwicklung einer zu schnell globalisierenden Moderne. Eine Moderne, die «radikal entwurzelt», die nationale, religiöse und geschlechtliche (!) Identitäten und Gewissheiten zerstört hat, was in einem Gefühl der Erniedrigung mündet. Es «blockiert den Geisteswandel» und bringt fundamentalistische, aggressive Haltungen hervor.

Sowohl in der politischen wie in der feministischen Diskussion ist das Problem des Identitätsverlusts von Männern als Gewaltursache noch zu wenig bedacht worden. «Wann ist ein Mann ein Mann?» Wann ist ein afghanischer, muslimischer, israelischer, schweizerischer ... Mann ein Mann? Muß sich männliche Identität auf Kosten von Frauen profilieren?

Die Moderne hat ein massives Identitätsproblem von Männern hervorgebracht, und es ist kein Zufall, dass die radikale Unterdrückung von Frauen in



Afghanistan genau zu diesem Zweck diente. Mary Daly hat schon in ‚Jenseits von Gottvater‘ auf den Zusammenhang national-männlicher Identität und Frauenverachtung hingewiesen, die sich besonders deutlich in dem grausamen Zusammenhang von Vergewaltigung und Krieg zeigt. Das Problem von Gewalt anzugehen bedeutet, eine gewaltfreie männliche Identität im jeweiligen Kontext zu ermutigen. Unmöglich?

Unsere Gesellschaften sind nach Habermas Kommunikationsgemeinschaften, die Religion(en) nicht ausschliessen. Darin ist ihm uneingeschränkt zuzustimmen. Problematisch ist allerdings, dass gerade auch von den ‚säkularen‘ Medien Religionen als reine Männersache wahrgenommen und dargestellt werden. Wo sind in der Diskussion um den Islam die Stimmen der Frauen (ich meine hier nicht eine Alibi-Stimme)? Mit diesem Ausschluss wird der fundamentalistischen Option männlicher Identität Vorschub geleistet.

Moderne Kommunikationsgemeinschaften können nur dann funktionieren, wenn die immer noch ungehörten Stimmen – von Frauen und anderen – systematisch aufgesucht und zu Gehör gebracht werden.

Monika Jakobs ist Professorin für Religionspädagogik und Katechetik an der Universität Luzern und Leiterin des Katechetischen Instituts.

Humor

Heilmittel gegen (religiösen)

Fundamentalismus

Leni Altwegg

16

Eine Freundin – von Beruf Klosterfrau – hat mir kürzlich erzählt, sie bemerke bei sich die wachsende Tendenz, beim Beten gleichsam «abzuheben», in Ekstase zu geraten. Das wolle sie aber nicht, sie wolle «am Boden bleiben». Sie lege das Problem ihrem geistlichen Berater vor. Der sagte ihr: «Treten Sie einen Schritt zurück und betrachten Sie ihren Impuls liebevoll.»

Vom Wesen des Humors

Ich finde das eine wundervolle Beschreibung dessen, was Humor ist: ein wenig Distanz und liebevolle Betrachtung. Für mich könnte ich es damit bereits bewenden lassen. Seit langem heisst mein wichtigster Glaubenssatz: Gott hat Humor. Wenn er nicht Abstand nehmen und uns liebevoll betrachten würde, hätte schon lange kein Mensch mehr etwas zum Lachen. Es ist allerdings nicht leicht, das zu belegen. Humor ist kein biblisches Wort. Aber die Sache ist schon darin enthalten. Ich denke zum Beispiel an die Geschichte von Jona, dem Walfisch und der Rettung von Ninive, dessen Vernichtung Gott «reute», während Jona sich mit seiner Prophetie desavouiert fühlte und über das Verdorren einer ihm Schatten spendenden Rhizinusstauede klagte. Ich denke an andere angedrohte Strafgerichte, die Jahwe zurückzog, weil er nicht im Zorn, sondern aus ein wenig Distanz in Güte hinschaute. Ich denke an die Mogeleyen von Jakob und die Ränke von David, die Gott um grösserer Pläne willen verzieh. Diese Geschichten sind ja auch massgebend für Juden und Jüdinnen, Muslime und Muslimas. Ich denke an Jesus und vor allem an seine Antworten auf Fangfragen, die ihm seine Gegner stellten. Ich denke an seine Anweisung, dem Gegner, der einen auf die eine Wange schlägt, auch die andere hinzuhalten.

Es steht zwar nirgends, dass über diese Ereignisse und Worte gelacht wurde. Aber ich bin auch nicht so sicher, ob Lachen die wesentlichste Wirkung von Humor ist. Lachen kann ja auch Hohn-

lachen sein. Schadenfreude. Spott. Überheblichkeit. Humor bewirkt eher Heiterkeit, ein befreites Lächeln. Er löst Spannung, eröffnet eine weitere Sicht, neue Möglichkeiten und kann so der erste Schritt zur Versöhnung sein. Humor re-lativiert, das heisst, er setzt in Beziehung.

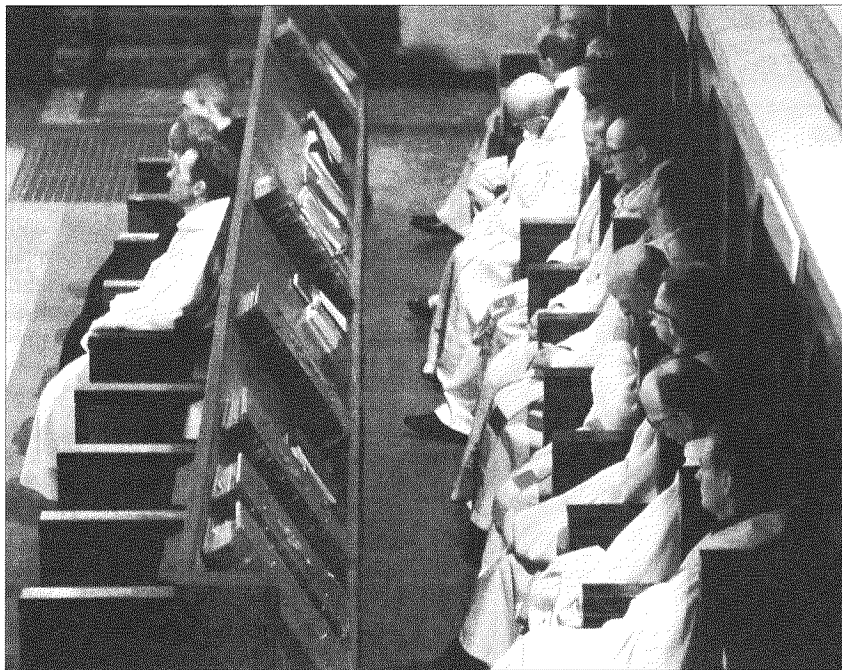
Wenn ich behaupte, dass Gott Humor habe, dann könnte das ja heissen, dass Humor eine religiöse Eigenschaft ist, eine Fähigkeit, die mindestens mit dem Glauben an den Gott der Juden, Christen und Muslime verbunden ist. Der jüdische Humor ist denn auch berühmt. Unzählige Geschichten, vor allem von den Chassidim, den jüdischen Mystikern, legen davon Zeugnis ab. (Über den Islam weiss ich zu wenig Bescheid.). Ich glaube zwar fest, dass Humor eine Gottesgabe ist. Aber sie beschränkt sich nicht auf die Angehörigen der abrahamitischen, überhaupt der Hoch-Religionen. Sie ist im Menschen als Mensch angelegt. Nicht alle Menschen allerdings haben sie mitbekommen oder bringen sie zur Entfaltung – fast möchte ich mit dem bekannten Jesuswort über den Geist sagen: Humor weht, wo er will. Ich denke aber, er ist lernbar, mindestens ein Stück weit.

Trotzdem: Humor hat mit Glauben zu tun, mit Vertrauen. Damit ich einen Schritt zurücktreten und meine Sicht er-

was ich sage oder tue, als Humor, nämlich befreiend, wirken. Und wo sollte eine solche Fähigkeit besser gedeihen als vor einem religiösen Hintergrund, der mir die Gewissheit gibt, dass ich selber (von Gott) anerkannt, akzeptiert, geliebt bin?

Vom Wesen des Fundamentalismus

Der Begriff Fundamentalismus bezeichnete ursprünglich eine theologische Richtung innerhalb des Protestantismus, die gegen Liberalismus und zunehmendes Gewicht der Naturwissenschaften auch in Glaubensfragen an den alten «Glaubens-Wahrheiten», vor allem am wörtlichen Text der Bibel, festhielt. Er kommt aus einem tiefen Ernst, aus Liebe zu Gott, vor allem aber aus Gottesfurcht – der Furcht vor einem strengen und strafenden Gott, die dann fast zwingend zur Angst wird, etwas falsch, und zum akribischen Bemühen, alles richtig zu machen. Der Begriff wurde später ausgeweitet auf die entsprechend «eingeschworenen» Anhänger anderer Religionen und Ideologien. Es gibt also jüdische, islamische und christliche Fundamentalisten und Fundamentalistinnen, aber auch kommunistische, neoliberale oder nationalistische. Fundamentalismus ist in mehrfacher Hinsicht das Gegenteil von Humor. Er hat die Tendenz, den Blick auf einen



weitem kann, brauche ich festen Boden unter den Füßen. Ich darf keine Angst haben davor, dass der umfassendere Blick auf ein Problem, einen Menschen, eine Möglichkeit mich total verunsichert. Ich muss auch meine Mitmenschen, wie das ja unsere Religionen lehren, «lieben», das heisst in ihrer Eigenart akzeptieren, ihre Meinung anerkennen, auch wenn ich sie nicht teile. Nur dann wird mir ein gültiger, liebevoller Blick gelingen. Nur dann wird das,

Punkt oder mindestens einen beschränkten Bereich zu verengen, der dann als die Wahrheit gesehen und deklariert wird. Fundamentalismus ist seinem Wesen nach intolerant. Wenn ich die Wahrheit habe, kann ja etwas Andersartiges oder Anderslautendes nicht wahr sein. Distanz von dem, was ich als wahr erkannt habe, ist gefährlich. Sie verunsichert und macht anfällig für Verrat am Ideal. Am besten bleibe ich möglichst nah daran.

Es ist also nicht eine bestimmte Religion, die zum Fundamentalismus disponiert ist. Es sind gewisse Persönlichkeits-Strukturen: eher un stabile Menschen, die sich in einem überschaubaren ideologischen Rahmen und in einer Gruppe Gleichgesinnter sicherer fühlen. Oft sehr intensiv fühlende, leidenschaftliche Menschen mit dem Drang, sich einer Wahrheit, einem Guru ganz hinzugeben. Gefährlich gegen aussen wird Gruppendruck, der keine Abweichungen zulässt und politisch/ideologisch eingesetzt werden kann.

Humor gegen Fundamentalismus

Es besteht kein Zweifel daran, dass Fundamentalismus eine Gefahr für den Frieden ist. Wenn Humor das Gegenteil davon ist, besteht die Hoffnung, dass er für Versöhnung und Frieden eingesetzt werden kann. Das würde heissen, ihn bewusst anzuwenden, zu fördern, zu lernen und zu lehren. Humor ist lernbar, davon bin ich überzeugt. Meine Freundin, die Klosterfrau, von der ich anfänglich erzählte, hat das Rezept ihres Spirituals ausprobiert und ist begeistert.

«Humor als Heilmittel gegen religiösen Fundamentalismus» wurde mir als Thema für diesen Artikel gegeben. Ich bin grundsätzlich damit einverstanden. Nur: Wie bringt man einen «Fundist» dazu, seine Fixierung als «Krankheit» zu sehen? – besonders wenn sie mit dem Willen zur Macht verbunden ist? Es dürfte schwierig sein, und Schritte zur Heilung schwer erkennbar. Immerhin – es gibt Beispiele. Für mich ist das noch und noch Nelson Mandela. Er hat dank seiner Fähigkeit, auch die rassistische Verachtung ihm und seinen Freunden gegenüber aus Distanz und mit einem gewissen Verständnis zu betrachten. Südafrika an einem Krieg vorbei geführt.

Fundamentalisten mittels Humor zu heilen, scheint mir ein wenig aussichtsreiches Unterfangen zu sein. Aber wir können immerhin versuchen, die Menschen, denen wir begegnen, mit Humor vor fundamentalistischen Versuchungen aller Art zu bewahren.

Leni Altwegg, 1924, ist ehemalige reformierte Pfarrerin, während drei Jahrzehnten im Kampf gegen Apartheid in Südafrika (und anderswo!) engagiert. Im Ruhestand in Zürich-Witikon.

Literatur / Forum

Literatur zum Thema

FriZ, Zeitschrift für Friedenspolitik, Nr. 1/02, Thema: Religion und Krieg Unter anderem mit Beiträgen von: Regula Grünenfelder, Über Religion und Gewalt; Irene Neubauer, Jede Religion kennt Tauben und Falken; Arnold Hottinger, Gewalt im Islam. Kosten für Einzelheft: CHF 10.—; zu bestellen bei: FriZ, Postfach 6386, 8023 Zürich; Tel. 01 242 22 93; E-Mail: friz@efriz.ch

Francis Kardinal Arinze, Religion gegen die Gewalt. Eine Allianz für den Frieden, Herder TB, erscheint 2002.

Carola Meier-Seethaler, Jenseits von Gott und Göttin. Plädoyer für eine spirituelle Ethik, beck'sche reihe, München 2001.

Ute Scheub, Wargasm. Was Krieg, Religion und Männlichkeit miteinander zu tun haben. In: die tageszeitung (taz), 29.9.2001.

Georg Bandler, Ursünde Gewalt. Das Ringen um Gewaltfreiheit, Patmos 2001.

Dietmar Mieth/Hadewych Snijderwind, Religion zwischen Gewalt und Beliebigkeit, Francke, Tübingen 2001.

Fernando Enns, Dekade zur Überwindung von Gewalt 2001 - 2010. Impulse, Lembeck-Verlag 2001.

Martin Riesebrodt, Die Rückkehr der Religionen. Fundamentalismus und der «Kampf der Kulturen», beck'sche reihe, München 2000.

Regina Schulte, Die verkehrte Welt der Kriege. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod, Campus Fachbuch 1998.

Christian Weiss (Hg.), Religion, Macht, Gewalt, IKO-Verlag, Frankfurt 1996.

Neuerscheinungen

Elsa Tamez, «Da hasste ich das Leben». Eine Lektüre des Buches Kohelet, Edition Exodus, Luzern 2001. Die Lektüre fördert erfrischend neue Perspektiven zu Tage, die das alltägliche Leben in seiner Sinnesfreudigkeit und mit seinen Gefühlen bejahen. Sie schafft Freiräume des guten Lebens mitten in einer entmenslichen Gegenwart und angesichts undurchdringlichen Dunkels am Horizont. Die Sentenzen des Weisen Kohelet sind wie Lichtstrahlen, die durch die Ritzen in den Wänden dunkler und erdrückender Räume dringen: Sie leuchten, ohne die Frustrationen zu verdecken, die Menschen ihrer Zeit unter der Sonne erleben.

Carter Heyward, Jesus neu entwerfen. Die Macht der Liebe und der Gerechtigkeit, Edition Exodus, Luzern, erscheint im Juni 2002.

In kreisförmigen Bewegungen nähert sich Carter Heyward dem Kern dessen an, was sie an Jesus begeistert und inspiriert: heil zu werden in unseren Beziehungen zu Mitmenschen und Umwelt. Sie entwickelt so ein Verständnis des Menschseins unter dem Aspekt der Beziehungshaftigkeit. Leidenschaftlich und mitleidend zugleich sucht Carter Heyward nach einer gewaltlosen Theologie, die Menschen frei machen kann, Gott in den komplexen Beziehungen des eigenen Lebensalltags zu erfahren und zu verwirklichen.

Maria Kassel, Das Evangelium – eine Talentschmiede? Tiefenpsychologische Revision eines verinnerlichten christlichen Kapitalismus, LIT Verlag, Münster 2001.

Die Praxis tiefenpsychologischer, und das heisst erfahrungsbezogener Exegese zeigt, dass es heute anderer Übersetzungsprozesse für die biblischen Überlieferungen bedarf als der üblichen Exegesen. Das Symbol drama mit dem Gleichnis von den Talenten verdeutlicht beispielhaft, wie über eine blosser Analyse der Bibeltexte hinaus die ihnen zu Grunde liegenden religiösen Erfahrungen in die Gegenwart transferiert werden können und wie dabei von Adressanten und Adressantinnen verinnerlichte Wertmuster – z.B. kapitalistische und geschlechtsbezogene – die biblischen Intentionen verändern. Daher muss sich die Bibelexegese grundlegend ändern, um den Zugang zur christlichen Botschaft auch in der Gegenwart offen zu halten.

efd-Dossier, Hay mish Eishi – Das ist kein Leben. Ein Video-Essay von Alia Arasoughly, Bern 2001.

Was bedeutet Krieg für Frauen? Wie handeln sie im Kriegsalltag ihre Identität?

tität aus? Erfahrungen, Gedanken und Sichten von acht Frauen in der Westbank fügen sich im neuen cfd-Dossier «Hay mish Eishi» zu einem Bild-Text-Kaleidoskop, das den engen Fokus und die verengte Logik der politischen Statements und der Kriegsberichterstattung vielfältig bricht.

«Das ist kein Leben» sagen die Porträtierten in ihren je eigenen Worten. Sie erzählen, wie sie die tägliche Gewalt und sich selbst in dieser Situation erleben, wie sie Angst und Tod begegnen, wie sie versuchen, ihr Leben auch unter Belagerung zu gestalten. Erzählend entwerfen sie «Vorstellungen von Frieden». Die Bilder zeigen die Medienfrau, die Bäuerin, die Theaterleiterin, die Hausangestellte, die Boutiquebesitzerin, die Hausfrau und die zwei Studentinnen in ihren unterschiedlichen Kontexten und Rollen als Familien- und Berufsfrauen; sie folgen ihren Wegen und Blicken und zeichnen ihre Gedanken nach.

In ihrer Direktheit eröffnen die Reden und Bilder im cfd-Dossier ungewohnte Zugänge zum besseren Verständnis des Konflikts in Israel und Palästina und zu einer differenzierten Wahrnehmung von Frauenrealitäten im Krieg. Das Heft eignet sich deshalb auch gut für die Bearbeitung in Schule und Erwachsenenbildung.

Der Video-Essay im cfd-Dossier basiert auf dem 42-minütigen Dokumentarfilm «Hay Mish Eishi – This is not Living – Das ist kein Leben» von Alia Arasoughly, der im Winter 2001 gedreht wurde. Der Marginalisierung von Frauensichten, der medialen Stereotypisierung von Frauenbildern und der ideologischen und politischen Instrumentalisierung von Frauen in Konflikten setzt Alia Arasoughly mit den filmischen Porträts ganz «gewöhnlicher» und ganz unterschiedlich lebender Frauen Vielfalt entgegen.

52 Seiten. Deutsch/Englisch

Fr. 12.– + Porto

Bestellungen: Tel. 031 300 50 60. Fax 031 300 50 69

info@cf-d.ch.org

Berichte

«Die Quelle unserer Macht» – Audre Lorde (1934-1992)

Tagung 10 Jahre nach dem Tod der afro-amerikanischen Dichterin und Kämpferin an der Paulus-Akademie Zürich, veranstaltet vom Treffpunkt und Ressourcen Zentrum für Schwarze Frauen und Paulus-Akademie Zürich.

«Mother I need you. Mother I need you. Mother I need your blackness now ...» Machtvoll präsent ertönt die singende Stimme der afro-amerikanischen Dichterin Audre Lorde, wenn sie ihre Gedichte liest. Die Stimme wirkt selbst ab Tonband so stark wie damals, als sie noch lebte, als sie auch in Zürich las. Ihre Stimme ist gebrochen – Audre Lorde starb 1992. Aber ihr Leben, ihr Werk tragen weiter und ermächtigen Frauen dazu, das Schweigen in Sprache zu verwandeln. Rund 30 Frauen fanden sich am 23. März 2002 in der Paulus-Akademie zusammen, um Audre Lordes Sprache zu lauschen. Noch einmal begegneten wir dem Leben und Werk einer Frau, die ganz Dichterin, ganz Feministin, Lesbe und Kämpferin für die Schwarzen Frauen, für alle Unterdrückten war. Vier Frauen gestalteten die Tagung, denen Audre Lordes hartnäckige Fragen noch in den Ohren liegen: Wo sind die Schwarzen Frauen? Was tut Ihr gegen den Rassismus? Zeedah Meierhofer-Mangeli und Samira Mall-Darby, Carmen Jud und Brigit Keller liessen uns teilhaben an den Anliegen, an der Kraft, am Kämpfen von Audre Lorde.

«We were never meant to survive», sagt Audre Lorde im Film «A Litany for Survival». Das (Über)Leben muss von Schwarzen Frauen erkämpft werden. Sie habe als Kind zu schreiben begonnen, weil sie das dringende Bedürfnis hatte, Dinge zu erschaffen, die es nicht gab. Gerechtigkeit, Menschenwürde, Verbundenheit über die Grenzen von Hautfarbe und sexueller Orientierung hinaus, gehörten für Audre Lorde dazu. Um in Gedichten dem einen Namen zu geben, was namenlos, gesichtslos, geschichtslos gehalten werde – die Schwarzen Frauen zum Beispiel, um solche Gedichte zu erschaffen, genüge es nicht, auf Inspiration zu warten. Da müsst ihr tief hinein langen, dahin, wo es ums Ganze geht, sagt Audre Lorde ihren Studentinnen. Dort liegen die Wurzeln unserer Macht und die Quellen der Ermächtigung: im Schmerz, in der Wut, in der Liebe, in der Wahrheit, die niemand hören will. Über den Krebstumor in der eigenen Brust und das Ringen darum, die versehrte Brust wie eine Stiefschwester anzunehmen. Über die Wut, als Schwarze Frau nicht wahrgenommen zu werden. Über die Liebe zu einer andern Frau sinnlich, körperhaft, in kraftvollen Bildern zu reden und öffentlich dazu zu stehen, das tat Audre

Lorde in ihrem Leben und Werk. In den Frauen, die sich ermächtigen lassen, nicht zu schweigen, lebt sie weiter.

Veronika Merz

5. feministische Liturgie-Werkstatt «Unaussprechlich heilig»

An der Tagung vom 22./23. Februar 2002 zum Thema «Unaussprechlich heilig» nahmen 39 Frauen teil. Veranstaltet wurde sie von der FrauenKirche Zentralschweiz und vom RomeroHaus.
«Was uns heilig ist, ist oft schwer zu benennen. Vertrauter ist uns der Mangel, das Gefühl, etwas verloren zu haben, ohne recht zu wissen was: das Gefühl, in Stücken zu sein, die nicht so recht zusammenpassen.» An die in diesen Zeilen beschriebene Erfahrung heutiger Zeitgenossinnen knüpfte die Tagung an. Durch gemeinsames Feiern von Ritualen, durch zwei Fachreferate und deren Verarbeitung sind wir der Frage nachgegangen – *was ist uns heilig?!*

Auf dem Weg begegneten wir Traditionen und Symbolen verschiedener Konfessionen auf fünf Altären dargestellt, wobei ein Altar die Leere symbolisierte. Diese Begegnung in Stille und Meditation wirkte intensiv und kraftvoll.

Mit einem bewegten Einstieg am Samstagmorgen «Schritt für Schritt» wurden wir wach, die Stimme des Herzens besser zu hören und kamen dem Thema «Wenn das Herz zum Herzen spricht», dem Referat von Reinhild Traitler, näher: Das Leben selbst und das aller andern ist uns heilig! Wirklich? Töten, um zu überleben. Leben gegeneinander abwägen müssen. Gibt es ein Leben, das heiliger ist als ein anderes? Diese Impulse lassen unser Herz sprechen...

«Die grosse Göttin, die Schamanin und ich – matriachale Kraft, Traum und Wirklichkeit» so hiess das Referat von Marianne Schneider, Bern. Mit einer Videoeinspielung erhielten wir einen kurzen Einblick in die mongolische Kultur. Wir sahen einen kleinen, aber eindrücklichen Ausschnitt davon, wie eine Schamanin mit einem Ritual ihre Trommel einweihet. Es ist faszinierend, mit welcher inneren Kraft und Ausstrahlung Schamaninnen und Schamanen ihre Dienste ausführen und mit welcher Verbundenheit sie mit der Natur zusammenleben.

Die Liturgie-Werkstatt förderte sowohl die persönliche Verarbeitung wie auch die Gemeinschaft und bot beidem genügend Zeit und Raum. In der Gemeinschaft schlossen wir diese fünfte feministische Liturgie-Werkstatt mit einer stimmungsvollen Feier ab und gingen voll von Eindrücken und Erlebnissen auf unseren (Nachhause)Weg.

Luzia Renggli

Marga Bührig zum Gedenken



«Das Leben leidenschaftlich lieben – Gerechtigkeit leidenschaftlich suchen», diese Worte, die als Motto über dem Symposium zu Marga Bührigs 80. Geburtstag an der Paulus-Akademie in Zürich standen, gehören zum Kern dessen, was Marga Bührig in ihrem Leben angetrieben hat. Nicht einfach als moralischer Imperativ, sondern als inneres Feuer, als Verlangen nach «mehr», nach einem Leben in Fülle, wie es in der Sprache der Bibel heisst.

Jetzt ist Marga Bührig tot, nach längerer und schwerer Krankheit ist sie am 13. Februar 2002 im Alter von 86 Jahren gestorben. Sie hat uns ihre leidenschaftliche Liebe zum Leben und die Suche nach Gerechtigkeit als Vermächtnis hinterlassen – ebenso ihren Glauben an die göttliche Kraft, die gegenwärtig ist in echten und gerechten Beziehungen. Es sind nicht zuletzt solche Beziehungen der tiefen Verbundenheit und die Geborgenheit in der Gemeinschaft mit ihren zwei Lebenspartnerinnen gewesen, die auch in den letzten Monaten ihres Lebens, als ihre körperliche und geistige Kraft schwächer wurde, ihre Liebe zum Leben wach gehalten und die Kraft der göttlichen Liebe für sie erfahrbar gemacht haben.

Die leidenschaftliche Liebe zum Leben und leidenschaftliche Suche nach Ge-

rechtigkeit am Leben zu halten, war auch für Marga Bührig nicht immer leicht. An ihnen festzuhalten angesichts der Ungeheuerlichkeiten dieser Welt, sie nicht aufzugeben trotz vieler enttäuschter Hoffnungen, sie nicht zu verlieren im schwierigen und schmerzvollen Prozess des Altwerdens, das war *auch* Arbeit. Widerstandsarbeit. Dass Marga Bührig auch mit Gefühlen der Resignation und Hoffnungslosigkeit und mit den Begrenzungen durch das Alter gerungen hat, das machte sie nicht kleiner, sondern als Freundin und Vorbild grösser für uns. Wie oft haben wir in unserer Basler Frauen-Gruppe über den Zustand der Welt geklagt, unsere Gefühle der Angst und Ohnmacht ausgetauscht, und wie oft hat uns Marga aus dem Lamentieren herausgerissen, mit ihrem beharrlichen «Trotzdem» das Feuer unserer gemeinsamen Träume und Visionen wieder angefacht, so wie wir umgekehrt auch sie in Zeiten der Mutlosigkeit aufgerichtet und ermutigt haben. Frauenkirche nennen wir uns – eine kleine Gemeinschaft von Gerechtigkeit suchenden Freundinnen verschiedenen Alters (Marga war die Älteste von uns), die sich 15 seit Jahren alle fünf Wochen an einem Abend getroffen und ein Stück Leben miteinander geteilt und gefeiert haben.

In der Gemeinschaft «Gerechtigkeit suchender Freundinnen» (Mary Hunt), die Weggefährtinnen und Freundinnen aus der ganzen Welt umfasste, in der weltweiten Ökumene von Frauen wird die Stimme von Marga Bührig fehlen. Doch das, was uns mit ihr verbunden hat, was sie uns an gemeinsamen Erfahrungen, an Gedanken und an Träumen von einem «guten Leben» für alle Menschen, Frauen, Männer und Kinder, hinterlassen hat, wird weiterleben – über ihren Tod hinaus. In ihrer Rede am Deutschen Evangelischen Kirchentag 1997 in Leipzig, in der sie ihr «Vermächtnis» vorgetragen hat, sagte sie: «Ich habe mir immer gewünscht, zu Bewegungen und Gruppierungen zu gehören, die auch *über meinen Tod hinaus* weitergehen würden, sozusagen als Bestätigung dafür, dass all das, was ich mit anderen zusammen versucht habe, nicht vergeblich gewesen ist. Nach meiner Überzeugung ist mir dieser Wunsch erfüllt worden.»

Die zwei Bewegungen oder Lebensströme, wie Marga Bührig sie genannt hat, sind: «Die *Frauenbewegung* in verschiedenen Phasen und Gestalten; in den letzten mehr als zehn Jahren vor allem der Zweig, der sich trotz allem Vorwärtsdrängen immer wieder zurückbesinnt auf die Verwurzelung in der jüdisch-christlichen Tradition. Ich brauche gerne die Ausdrücke feministische Theologie und Frauenkirche dafür. Der zweite Strom ist der tragende Grund und die befreiende Bewegung *göttlicher Liebe*

auch in einer Welt voll grauenhafter Vernichtung und Zerstörung, und die Vision einer Menschengemeinschaft nach dem Vorbild Jesu.»

Verankert in der Frauenbewegung und später im Feminismus hat Marga Bührig zeit ihres Lebens mit ihrer Arbeit als Leiterin des Reformierten Studentinnenhauses Zürich, als Mitbegründerin des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz und der Zeitschrift «Schritte ins Offene», als Studienleiterin und spätere Leiterin des Reformierten Tagungszentrums Boldern, als Mitbegründerin der «Frauen für den Frieden» in der Schweiz und später der cfd-Frauenstelle für Friedensarbeit sowie als eine der Präsidentinnen des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Schaffung einer anderen, friedvolleren und frauengerechteren Welt beigetragen. Sie hat nicht nur an der Frauenbewegung und ihren Anliegen teilgenommen, sondern selber ein Stück Frauengeschichte der Schweiz geschrieben. Überwindung des Patriarchats, eine neue Gemeinschaft von Frauen, Männern und Kindern, aber auch von Frauen mit Frauen und von Männern mit Männern, ohne Diskriminierung, ohne Herrschaft, in voller Anerkennung verschiedener Lebensformen, das sind für sie keine leeren Worte gewesen, sondern gelebte Praxis. Und anders als viele andere arrivierte Frauen hat sie sich nicht gescheut, in der Öffentlichkeit als Feministin aufzutreten und für die Ziele des Feminismus einzutreten. Sie hat uns Jüngeren vorgelebt, dass Altersweisheit und Radikalität sich nicht auszuschliessen brauchen.

Marga Bührig hat auch ein Stück Geschichte der feministisch-theologischen Bewegung in der Schweiz geschrieben. Mit ihrem Aufruf am 1. Schweizer Frauenkirchenfest in Luzern «Wir Frauen sind Kirche – worauf warten wir noch» hat sie den Gefühlen vieler Frauen Ausdruck gegeben und sie ermutigt, ihre eigene (religiöse) Macht in Anspruch zu nehmen. Mit ihren Büchern und Vorträgen zu feministischer Theologie, ihrem Mit-Dabei-Sein an Veranstaltungen und ihren klaren, engagierten Voten hat sie einen unverzichtbaren Beitrag zur Entwicklung feministischer Theologie und Frauenkirche in der Schweiz geleistet. Für viele jüngere Theologinnen ist sie Mentorin und Beraterin gewesen, bewundertes und ermutigendes Vorbild. Für viele Theologinnen meiner Generation war sie eher eine grosse Schwester, manchmal einen Schritt voraus, dann wieder neben uns, immer jedoch solidarische Weggefährtin, die uns zu unserem eigenen Weg ermutigt und «ermächtigt» hat. Sie wird uns unvergessen bleiben.

Doris Strahm

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 32.–/Euro 17.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Inhaltsverzeichnis

Editorial (Silvia Strahm Bernet)	2
Zerstörende Liebe – verletzte Liebe (Reinhild Traitler)	3
Religion und gewaltsame Politik (Susanne Heine)	6
... nach dem Schrecken. Liturgien und Predigten nach dem 11. September	8
Verdacht und Erinnern gegen Kriegsrhetorik (Regula Grünenfelder)	12
Säkulare Gesellschaft und Religion (Monika Jakobs)	14
Humor – Heilmittel gegen (religiösen) Fundamentalismus (Leni Altweg)	16
Literatur / Forum	17
Marga Bührig zum Gedenken (Doris Strahm)	19

Hinweis

Feministische Blicke auf Theologie und Gewalt

Eine kritische Re-Vision von biblischen Texten und theologischen Lehren Weiterbildungs-Tagung im Rahmen der Ökumenischen Dekade zur Überwin- dung von Gewalt für Theologinnen, Pfarrerinnen und Multiplikatorinnen

Die vom cfd (Christlicher Friedensdienst) und der IG Feministischer Theologinnen organisierte Tagung möchte in Referaten und Workshops die Zusammenhänge von Theologie und Gewalt in den Blick nehmen: Inwiefern enthalten biblische Texte und theologische Lehren gewaltfördernde oder gewaltunterstützende Strukturen, die bis heute nachwirken und zur Gewalt gegen Frauen und andere «Andere» beitragen? Ebenso soll aber auch nach Aus- und Aufbrüchen aus theologischen Gewaltmustern und nach gewaltkritischen Traditionen gesucht werden. Mitwirkende: Doris Brodbeck, Käthy Ehrensperger, Regula Grünenfelder, Clara Moser, Doris Strahm, Regula Strobel, Luzia Sutter Rehmann und Ursula Vock.

Datum und Ort: **22./23. September 2002** im Bildungszentrum 21, Missionsstrasse 21, 4055 Basel.

Auskunft und Anmeldung (bis spätestens 12. August): Clara Moser, Hauptstrasse 60, 4133 Pratteln. Tel. 061 821 23 07.

Bildnachweis

Die Bilder dieser Nummer stammen aus dem Buch «Antworten». Ein Vergleich der grossen Weltreligionen in Wort und Bild. Benziger/Kaufmann, Zürich/Köln 1977. Das Titelbild zeigt den Chor der Wieskirche in Bayern und den Eingang der Felsenmoschee in Jerusalem. Um die Ambivalenz jeder Religion zu verdeutlichen, haben wir die Fotos als Positiv und Negativ abgebildet.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Tierisch** (Arbeitstitel). Erscheint im August 2002

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Leni Altweg, Buchholzstr. 62, 8053 Zürich
Elisabeth Flach Schmid, Etzelstr. 22, 5430 Wettingen
Regula Grünenfelder, Ulmenstrasse 13, 6003 Luzern
Susanne Heine, Universität Wien, Rooseveltplatz 10, A-1090 Wien
Monika Jakobs, Obergütschstr. 12, 6003 Luzern
Käthi La Roche, Zwingliplatz 4, 8001 Zürich
Clara Moser Brassel, Hauptstr. 60, 4133 Pratteln
Martina Müller, Pfarrhaus, 7107 Säafien Platz
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern
Reinhild Traitler, Voltastr. 27, 8044 Zürich
Ursula Vock, Klausenweg 9, 5103 Möriken